This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 84 835

Napoleon I.

kurz vor seinem Tode

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
LVX
FIAT
EX LIBRIS

Gesichtsmaske des toten Napoleon.

Nach dem Original von Dr. Antommarchi. (Sammlung des Prinzen Victor Napoleon.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Napoleon I
kurz vor seinem Tode.

Nach dem

Journal des Dr. F. Antommarchi.

Uebertragen

von

Oscar Marschall von Bieberstein.

Zweiter Teil

Leipzig 1903
Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

UNIV. OF CALIFORNIA

DC212
A6
v.2

Druck von Schmidt & Günther, Leipzig.

Univ. of
California

II. Band.

Fortsetzung und Schluss des Journals.

535953

UNIV. OF
CALIFORNIA

18. September.

Starre, blauumränderte Augen, mit gelblich gefärbter Hornhaut; farblose Lippen; die Zunge mit einer weißen Kruste bedeckt, die Gesichtsfarbe grünlich; Kopfschmerzen, namentlich über den Augen; Alpdrücken; Gefühl von Hitze in der Brust; Atemnot; eisige Kälte in Füßen und Beinen, die jedoch mit Hilfe angewärmter Wäsche wieder verschwindet. Die Haut ist trocken, der Puls schwach und schnell (80); der Oberleib schmerzt bei äußerer Berührung; Gefühl von Schwere im Unterleibe; Appetit fehlt; der Patient will fortwährend schlafen. Ich suchte ihn ein wenig aus diesem lethargischen Zustande aufzurütteln:

„Ach, Doktor", bemerkte er, „lassen Sie mich! Wohl Dem, der schläft: die Bedürfnisse verschwinden, man leidet nicht mehr von Entbehrungen, fühlt keine Beunruhigung mehr".

Sein Kopf sank in die Polster, allein er schlief doch nicht ein; die Schmerzen verscheuchten den Schlummer. Nach langem Bitten gelang es mir, ihn dahin zu bringen, daß er ein Galle abführendes Mittel nahm; dasselbe schaffte ihm augenblicklich Erleichterung.

19. September.

Die Nacht war besser; allein die Krankheit verursachenden Symptome sind dieselben; die Kopfschmerzen haben etwas nachgelassen; die Hornhaut ist nicht mehr so

UNIV. OF CALIFORNIA

gelb, die grünliche Färbung des Gesichtes ist geschwunden; auch das Gefühl der Schwere im Unterleib ist nicht mehr so stark; leider haben die Schmerzen in der Leber sich wieder mit großer Heftigkeit eingestellt; ich verordne Bäder; der Puls ist besser.

20. September.

Der Zustand ist unverändert; der Kaiser fuhr aus; kam aber bald wieder zurück, da er sich sehr angegriffen fühlte.

21. September.

Derselbe Zustand. Ich rate zu stärkenden inneren Mitteln, zu Zugpflastern im Nacken und Oberarm, ich bestehe darauf, daß am linken Arm eine Fontanelle angebracht wird — aber Napoleon verhält sich ablehnend. Ich mache den Grafen Bertrand und Montholon Mitteilung.

22. September.

Das Befinden ist besser. Napoleon verlangt nach Bewegung in freier Luft, er versucht zu gehen, steigt auch zu Pferde und macht schließlich eine kurze Spazierfahrt, von welcher er sehr ermüdet zurückkehrt, sodaß er sich sogleich zu Bett legt.

23. September.

Der Zustand ist unverändert. Napoleon besteht darauf, an die Luft zu gehn, er steigt wieder zu Pferde, unterläßt jedoch das Ausreiten und macht eine Spazierfahrt, von der er schon nach wenigen Augenblicken zurück ist, um sich ins Bett zu legen. — Dieses Verfahren setzte er noch einige Tage fort, denn Bewegung hält er für das beste Mittel; allein er muß einsehn, daß ihm dasselbe in der Weise, in

welcher er es anwendet, nicht gut bekommt, er wendete es also mit Unterbrechungen, und zwar bis zum 3. Oktober an; plötzlich aber wurde er von einem Gefühl der Erstarrung überkommen; es treten konvulsivische Zuckungen auf; die Extremitäten waren nur schwer zu erwärmen; der Kopf war benommen.

4. Oktober.

Der Kaiser war aus; er kehrte so völlig erschöpft zurück, daß er eiligst sein Bett aufsuchen mußte. — Er wünschte daß man ihn allein ließe; er hatte teils zu Pferde teils zu Wagen etwa zweieinehalbe Lieus zurückgelegt; hatte sich in Sandy-Bay-Raidge bei M. Deveton ausgeruht, er hatte dort auch gefrühstückt und wie er mir sagte, drei Gläser Champagner getrunken. Er hatte heftige Kopfschmerzen; der trockene Husten trat wieder ein; sein Gesicht war aschfahl, die Augen erstorben; der Puls bewegt.

5. Oktober.

Der Kaiser klagt fortgesetzt über Kopfschmerzen, die übrigens weniger heftig sind als gestern, die Schmerzen in der Leber dagegen sind heftiger geworden; in der linken Hüftgegend, im Rücken fühlt der Patient Stiche; er machte sich ein wenig Bewegung im Garten.

6., 7., 8., 9. Oktober.

Das lange Verweilen im heißen Bade — Erprobt während des Feldzuges in Aegypten.

Das schlechte Wetter verhinderte den Kaiser am Ausfahren; er ging ein wenig im Garten spazieren: er besteht darauf, zwei Stunden lang im Bade, das noch dazu eine ziemlich hohe Temperatur hatte, zu bleiben und erklärte, dies habe ihm in Aegypten stets die besten Dienste getan.

„Ihre Kollegen haben mir“, fuhr er fort, „damals ihre Vorwürfe auch nicht erspart; ich würde, sagten sie, ich weiß nicht welche schreckliche Krankheit bekommen. Nun — die Krankheit blieb aus und ich befand mich vortrefflich. Mein Instinkt nützte mir mehr als alle Weisheit des Hippokrates. Bürste und Flanell waren für mich mehr wert als alle klug ersonnenen Mixturen. Uebrigens sind diese Bemerkungen nicht gegen Sie gerichtet, Doktor; ich habe in Ihre Einsicht ein volles Vertrauen, aber ich habe meine Erfahrungen“.

10. Oktober.

Napoleon war wiederum eine volle Stunde im Bade; er war genötigt, aus dem Bade direkt ins Bett zu gehen, denn er war einer Ohnmacht nahe. Nun liegt er im Bett, die Kräfte aber kehren nicht wieder; er hat ein Gefühl eisiger Kälte im ganzen Körper, der Puls ist schwach und unregelmäßig.

11., 12., 13. Oktober.

Das Befinden des Kaisers bessert sich nicht, es scheint sich im Gegenteil zu verschlechtern. Der Patient ist in der vergangenen Nacht mit heftigen Kopfschmerzen erwacht. Eine starke Verstopfung hat sich eingestellt, gegen welche die Lavements nichts helfen; eisige Kälte in den Extremitäten, unregelmäßiger Herzschlag, Angstgefühl, Rumoren im Unterleibe, Schmerzen in der Gegend des Brustbeines, dazu Atemnot und ein trockener Husten. Die leiseste Bewegung ruft Schwindelanfälle hervor. Um 2 Uhr morgens endlich erfolgte eine starke Entleerung, gefolgt von einer außerordentlichen Schwäche. Seitdem traten die bisherigen Symptome nicht mehr so heftig auf, allein es stellten sich Schmerzen im Rückgrat ein von den Halswirbeln bis zur Mitte des Rückens.

14. Oktober.

Worin die Heilkunst der Aerzte besteht — Das Kostüm der Aerzte.

Der Kaiser hat von 6 bis 9 Uhr geschlafen, er ist mit einem heftigen, linksseitigen Kopfschmerz erwacht; ich verordnete ein Lavement und ein halbstündiges Bad; der Puls ist schwach aber regelmäßig; ich bestand auf der Anbringung einiger Zugpflaster.

„Doktor, keine Droguen! Ich habe es Ihnen oft gesagt: wir sind eine Maschine, die auf Lebenstätigkeit eingerichtet ist, hindern Sie das Leben nicht, überlassen Sie es sich selbst, das es sich verteidigen kann. Das wird besser sein als Ihre Medikamente. Unser Körper ist eine Uhr, die eine zeitlang gehen soll, der Uhrmacher hat die Fähigkeit nicht, sie zu öffnen, regulieren kann er sie nur mit verbundenen Augen: wenn er ihr wirklich einmal im Gangwerk vermittelst seiner Instrumente hilft, so fügt er ihr anderweitig zehnfachen Schaden zu".

Er mochte wohl merken, daß seine Behauptungen mir nicht einleuchteten, denn er fing wiederum an von der Unsicherheit der Wirkung der Medikamente und der Gefahr derselben zu sprechen.

„Sie wissen es ja, mein lieber Doktor: die Heilkunst besteht lediglich im Einschläfern, im Beruhigen der Einbildung. Die Aerzte in alten Zeiten steckten sich in eine phantastische Kleidung, welche auffiel und die Einbildung anregte: das ist so übel nicht! Wer weiß, wenn Sie, Doktor, plötzlich vor mir erschienen mit einer ungeheuren Perrücke, den goldenen Stockknopf unter der Nase und langhin schleppendem Kaftan — ob ich Sie nicht für den Gott der Gesundheit halten würde".

Der Kaiser, der wohl fürchtete, ich möchte ihm etwas entgegnen, ging dann zu Scherzen über, die ja auch in gewisser Beziehung schmerzlindernd wirken.

15. Oktober.

Der Kaiser hatte eine ruhige Nacht, die Kopfschmerzen aber sind noch nicht gewichen, der trockene Husten ist auch geblieben. Der Kaiser hat mit leidlichem Appetit gegessen; der Puls ist schwach aber regelmäßig, die Lippen sind vollkommen farblos, die Farbe des Gesichtes aschfahl. Ich setzte es endlich durch, daß Zugpflaster an den Armen angebracht wurden. Es war 1 Uhr als ich sie legte, sie begannen erst um 5 Uhr zu wirken.

16. Oktober.

Die Pflaster wurden entfernt, sie haben fast garnicht gewirkt; die Schmerzen im Kopf und der Brust sind gewichen, der Husten aber ist heftiger geworden. Die Haut ist trocken und von brennender Hitze, der Puls schwach und unstät; um 4 Uhr morgens stellte sich bei starken Leibschmerzen eine ergiebige Entleerung ein. Am Tage war der Kaiser zwei Stunden im Garten, gegen Abend besserte sich sein Befinden, Kopfschmerzen waren nicht mehr vorhanden.

17. Oktober.

Der Kaiser hatte wieder eine schlechte Nacht, bei häufigem mit Schmerzen verbundenen Stuhlgang; jetzt ist das Befinden besser, der Puls ist zwar schwach aber regelmäßig; die Kräfte scheinen sich zu beleben; ein kurzer Spaziergang im Garten tat gute Dienste. Bei Sonnenuntergang konnte der Patient einige Nahrung zu sich nehmen.

18. Oktober.

Der Kaiser befindet sich etwas besser; nach kurzem Aufenthalt im Garten hatte er sich um 8 Uhr wieder zu

Bette gelegt, eine eisige Kälte von den Füßen aus bis zur Kniehöhe machte sich bemerkbar. Warme Umschläge taten gute Dienste; der Puls ist zwar schwach aber regelmäßig.

19. Oktober.

Es geht etwas besser. Die Kälte in den Extremitäten aber stellte sich nach Untergang der Sonne wie gewöhnlich ein; Puls wie immer.

20. Oktober.

Das Befinden hat sich soweit gebessert, daß der Kaiser zwei Stunden ausfahren konnte. Er kam völlig erschöpft zurück und lag kaum im Bett, als sich die erstarrende Kälte in Füßen und Beinen wieder einstellte; sie verschwand allmählich und machte einer glühenden Hitze Platz, die sich über den ganzen Körper verbreitete, der Puls ist schwach und unruhig.

21. Oktober.

Die Lage der Franzosen vor der Schlacht von Marengo. — Der Präfekt vom Var-Departement. — Fauchet berichtet an den Kriegsminister.

Der Kaiser befindet sich leidlich. Er nahm ein Bad von etwa dreiviertelstündiger Dauer. Zu Mittag ging er in den Garten, wohin ich ihm folgte und kam auf die Hindernisse und die günstigen Gelegenheiten zu sprechen, welche sich ihm während des Konsulates geboten hatten. Die Armeen waren entmutigt, bis an die Var-Linie zurückgeworfen:

„Der Feind stand dicht an unserer Grenze; ja, wir waren von allen Seiten her bedroht; die Bevölkerung aber lief zu den Waffen, eine große Aufregung erfaßte alle: wir marschierten und — Frankreich war gerettet!“

Napoleon ging dann auf Einzelheiten über; er sprach von Vallongues, von dessen Berichten und von dem Geiste, der im Süden herrschte. Das Bild, welches er entwarf, entsprach wenig Dem, welches ein vornehmer Emigrant von der Tribüne aus entworfen hatte, und der Volksbewegung, welche der wunderbare Sieg von Marengo zu schanden machte.

„Der Marquis war sicherlich im Irrtum inbezug auf die Stärkeziffern: wenn man 25000 Mann kommandiert und Mut hat, versteckt man sich nicht und wartet nicht, um zum Angriff vorzugehen, bis der Feind das Schlachtfeld gewählt hat . . .

Mit meinem eigenen Urteil will ich zurückhalten, will aber das Schriftstück hier, welches mir zur Verfügung gestellt wurde, jedermanns Einsicht vorlegen. Es ist vom Präfekten des Var-Departement an den Kriegsminister gerichtet und lautet: Antibes, den 20. Floréal des Jahres VIII der Republik (10. Mai 1800) Bürger-Minister! Durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände verbunden mit groben Fehlern hat innerhalb von acht Tagen das Var-Departement eine völlig entblößte Grenze und ist von einem überlegenem Feinde bedroht. Morgen, diese Nacht noch, kann es der Schauplatz eines feindlichen Einfalls, verbunden mit Verwüstungen aller Art, sein. Unangreifbare Verteidigungspositionen sind verlassen worden, die Stadt Nizza ist heute morgen geräumt worden. 18000 Oesterreicher stehen am linken Var-Ufer, zwischen ihnen und uns ist nichts als dieses Gebirgswasser, welches vier bis fünftausend Soldaten, geführt von unter sich uneinigen Generälen, verteidigen. So wie ich von der Rückzugsbewegung unterrichtet wurde, habe ich mich an den Var begeben. Ich habe dort vergeblich nach einer Armee gesucht; ich habe statt ihrer nur halb aufgelöste Trupps, auf der Straße zurückgelassene Verwundete, welche nach Hospitälern verlangten, die nicht existierten, gefunden. Die Räumung des Departements

erfolgt in der Richtung auf Marseille. Eine Menge von Beamten mit verdeckten Wagen, deren außerordentliche Schwere diejenigen anklagt, für deren Rechnung sie tätig sind, ist auf der Flucht begriffen.

Ich habe inmitten dieses kaum zu schildernden Trubels den Mut nicht verloren: habe versucht, aus eigenen Kräften eine Armee zu bilden und habe alle mobilen Kolonnen, versorgt mit Lebensmitteln auf fünf Tage, an den Var geschickt. Auf meine Aufforderung hin haben die Leute ihre Felder verlassen; die Pferde abgeschirrt; zwölfhundert Pferde und Maulesel sind den militärischen Transporten zur Verfügung gestellt. Diese Maßnahme wird dem Feinde für die nächsten Tage allerdings imponieren. Allein er hat soviel Beziehungen, daß er bald hinter das Geheimnis unserer Schwäche kommen wird. Es ist mithin durchaus nötig für die Verteidigung dieser Grenze Mittel zur Genüge zu beschaffen. Ich habe in Antibes den General Oudinot gesprochen; ich habe geglaubt, diesen Offizier befragen zu sollen, welches seine Verteidigungsmittel wären, welche Linien er zu besetzen gedächte, nach welchen Punkten er die ausgehobenen Bürger geschickt zu sehen wünschte; welcher Art seine wesentlichsten Bedürfnisse wären. Ich habe ihm angeboten, mich selbst an die Spitze meiner Verwaltungs-Beamten, an die am meisten bedrohten Stellen zu verfügen. Ich sehe seiner Antwort noch immer entgegen; durch diese Verzögerung bin ich gezwungen, mit Ihnen direkt zu verkehren und glaube Ihnen mitteilen zu sollen, daß die mobilen Kolonnen in Bewegung sind, daß sie von allen Seiten her herbeieilen, um sich in das Hauptquartier von Antibes zu verfügen, daß diese ersten Maßnahmen von Erfolg waren. Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen die nachfolgenden Betrachtungen unterbreite.

1. Ich glaube nicht, daß man auf Antibes einen besonderen Wert legen sollte, die Lage ist eine ungünstige. Mit Kanonen angegriffen, würde sich der Platz keine acht

Tage halten. Würde er einfach blockiert, so müßte er sich ergeben, da er nicht mit Lebensmitteln versehen ist.

2. Ich glaube ferner, daß man nicht allzulange auf die mobilen Kolonnen rechnen kann; die Erntezeit rückt heran, die Landleute, welche den größten Teil dieser Kolonne bilden, werden in ihre Felder zurückgerufen: Desertionen werden häufig sein.

3. bin ich der Meinung, daß man ohne Verzug den Eindruck benutzen sollte, welche diese Aushebung macht um Linien-Truppen zu versammeln und ihnen einen einsichtsvollen Führer zu geben.

4. Ich glaube, daß mit einer Verstärkung von 6000 Mann guter Truppen und dem Aufgebot der mobilen Kolonnen von Bouches-du-Rhône man dahin gelangen kann, das Departement zu schützen, indem man zugleich die Ufer des Erteron und den Posten von Gilette verstärkt. Der Feind wird sich nicht in das Innere wagen, wenn er nicht in Besitz dieses Platzes ist. Das Land ist zu bergig und nach der Küste hin von Defileen zu stark geschützt, als daß die Oesterreicher etwas unternehmen sollten, ohne Herren des oberen Departements zu sein.

5. bin ich überzeugt, daß man inbezug auf die Subsistenz-Mittel außer Furcht sein kann, daß es aber nötig ist, für Transporte von Lebensmitteln zu sorgen, da daß Var-Departement dafür nicht aufkommen kann.

Ich fühle, daß ich mich zu sehr auf Einzelheiten einlasse, ich sehe meine Zuschrift als eine vertrauliche an; meine Mitteilungen entsprechen der Wahrheit und sind unparteiisch. Es ist zu verhindern, daß Sie von leichtsinnigen oder interessierten Berichten in die Irre geführt werden. Wachen Sie über Toulon: dieser wichtige Platz ist auch nicht verproviantiert und nur schwach armiert. Die methodische Langsamkeit der Oesterreicher kann uns noch retten, die geringste Verzögerung aber könnte großes Unheil über die Republik bringen. Gruß und Achtung Fauchet."

22. Oktober.

Die Wohltaten, welche Napoleon Frankreich erwies. — Die Alpenstraßen. — Der Waffenstillstand von Cherasko. — Brief Talleyrand's an Bonaparte über Thugut's verräterisches Beginnen.

Der Kaiser befindet sich erheblich besser, er hat vier Stunden lang gearbeitet. Der Appetit hat sich wieder eingefunden. Graf Bertrand und Familie waren zu Tisch. Napoleon war sehr gut aufgelegt.

„Bin ich erst wieder völlig hergestellt", sagte er zu mir, „so werden Sie nach Europa zu Ihren Studien zurückkehren, Sie werden Ihre Schriften drucken lassen. Ich will nicht, daß Sie auf diesem abscheulichen Felsen zu Grunde gehn. Sie sagten mir, wenn ich nicht irre, gelegentlich, Frankreich wäre Ihnen noch ganz unbekannt. Sie werden es sehen, werden seine Kanäle, seine Monumente, die während meiner Regierung entstanden sind, in Augenschein nehmen. Frankreich ist in kurzer Zeit mit unzähligen nützlichen Einrichtungen versehen worden."

„Unvergängliche Denkmäler, Sire: Cherbourg, Turin, Antwerpen!"

„O, besseres als das! Ja, Doktor, ich habe mehr geleistet, ich habe die Revolution gebändigt, ich habe sie hineingezwängt in unsere Gesetze. Mein Kodex ist der Rettungsanker für Frankreich; er weist mir als ein Recht den Segen der Nachwelt zu und dann: Vlissingen, Korfu, Ostende!" —

„Die Alpen", rief ich, „kein Hindernis mehr."

„Ja, inbezug auf die Alpen hatte ich große Pläne! Sie fallen mit meinem Debut zusammen. Ich war in Italien eingerückt, die Verbindungen mit Paris waren zeitraubend und schwierig; ich war bemüht, sie zu verbessern und hatte das Rhonetal dazu im Auge; diesen Fluß wollte ich zugleich schiffbar machen, den Felsen sprengen, unter dem er verschwindet. Ich hatte Ingenieure an Ort und Stelle

geschickt; die Auslagen waren nicht bedeutend; ich unterbreitete dem Direktorium meine Pläne; aber die Ereignisse griffen störend ein — und ich ging nach Aegypten. Als ich von dort zurückkehrte, begannen die Arbeiten, welche den Römern als zu großes Wagnis erschienen waren: mitten durch granitne Massen zog sich eine breite Straße hin, den Einwirkungen der Zeit trotzend . . ."

Wir kamen auf das regierende Haus von Savoyen zu sprechen und auf den Waffenstillstand von Cherasko. Den demokratischen Feuereifer des Direktoriums und dessen Widerwillen gegen Friedensverhandlungen — Frieden mit einem Despoten, hieß es, dessen Hilfsquellen fast unerschöpflich sind?"

„Wir wollen für Aufstände sorgen", sagte ich, wir wollen die Bewohner der Täler insurgieren".

„Aber seine Truppen", gab man mir zur Antwort.

„Man muß sie zu Exzessen verleiten".

Talleyrand griff, um das Friedensprotokoll nicht zu unterzeichnen, zu den erdenklichsten Kunstgriffen. Hier haben wir ja, fügte Napoleon hinzu, indem er nach einem Kompendium griff einen Brief, den Talleyrand damals an mich schrieb. Lesen Sie".

Ich las:

Dem General Bonaparte. Am 30. Fructidor des Jahres V. Ich füge meinen Depeschen vom heutigen Tage noch einige Aufklärungen, welche ich nicht unter die offiziellen Schriftstücke aufgenommen zu sehn wünschte, hinzu:

Das Direktorium will den Friedenstraktat mit dem König von Sardinien nicht unterzeichnen. Wäre es doch nach seiner Meinung ein Unsinn, sich durch feierliche Verträge mit einer Monarchie, deren Untergang durch die Ereignisse in Italien nahebevorstehend sein könnte, die Hände zu binden. Außerdem ist der Artikel des Traktates, welcher dem Könige von Sardinien am meisten am Herzen liegt, eine Garantie seines Königtums: wir können unmöglich,

den Monarchen die Throne gegen die Willen ihrer Völker garantieren! Eine solche Verpflichtung würde uns dahin führen, gerade den Prinzipien, für welche wir bisher gekämpft haben, und denen wir einen großen Teil unserer Siege verdanken, den Krieg zu erklären.

Piemont, zwischen einem freien Frankreich und einem freien Italien, mag werden was es will. Alles, was wir in dem Lande tun können, beschränkt sich darauf, daß wir der Entwickelung der Dinge freien Lauf lassen.

Dem entsprechend können Sie die 10000 Piemontesen, welche versprochen waren, nicht erhalten; nichts aber verhindert, daß Sie an Soldaten des Landes so viele haben, wie Sie wollen. Es fehlt nicht an Männern, welche gern für die Freiheit unter Ihrem Befehl kämpfen würden. Wer immer im Lande revolutionäre Gedanken hegt, wird zu Ihnen eilen; es wird genügen, daß sie die Cisalpine Republik anhalten, die Leute zu besolden und zu kleiden. Auf diese Weise werden Sie die kleine Armee haben, welche der König von Sardinien stellen sollte und wir werden keinerlei Verpflichtungen gegen einen Prinzen aus dem Hause Bourbon haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Turiner Hof sich in keiner Weise dieser Soldatenwerbung widersetzen wird; ja er wird vielleicht recht froh sein von Leuten befreit zu werden, welche ihn beunruhigen. Diese uns nützliche Maßregel wird die Explosion in seinem Lande hinausschieben. Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Leute zu bezahlen. Ich begreife recht gut, daß die „Cisalpine" schon viel zu zahlen hat, aber sie bezahlt doch nur Geld — Frankreich mußte seine Freiheit weit teurer erkaufen! Außerdem handelt es sich noch ganz besonders um das eigene Interesse der cisalpinen Republik und wenn der Feldzug von neuem beginnt, so wird dies für sie besser, als für uns sein. Was Herrn von Thugut betrifft, welcher der eigentliche Souverän in Wien ist und welcher die Fortsetzung des Krieges im Gegensatz zum Kaiser, im Gegensatz zu den Wünschen des Volkes predigt, betrifft, so

hätten wir ihn bei früherer Gelegenheit schon vernichten sollen. Er hat sich stets Geld zahlen lassen, um seine Gebieter zu schlechten Dingen zu verleiten. Sie werden in den an Clarke gerichteten Instruktionen Nachrichten finden über einen früheren Verrat, über welchen dem Großherzog von Toskana Mitteilungen gemacht sind. Sie könnten von den in Wien am meisten gelesenen italienischen Zeitungen einige Bemerkungen aufnehmen lassen, welche den Herrn von Thugut befürchten lassen, daß man noch mehr sagen und daß, wenn der Krieg von neuem beginnen würde, man den Verräter entlarven und offizielle Schriftstücke veröffentlichen würde. Man soll in Wien, in ganz Europa wissen, daß Thugut früher schon Geld bekommen hat und es noch bekommt, daß er der Förderer eines Krieges ist, welcher England allein zu Gute kommt und durch dessen Verlängerung der Verräter die ihm bereits gewordenen Zahlungen zu vermehren hofft. Wir unsererseits werden bemüht sein, uns die Gunst der öffentlichen Meinung in Europa zu erwerben: das ist eine Waffe, die wir nicht geringschätzen dürfen. Wir beabsichtigen allerhand Schriften zu verbreiten, in welchen klar nachgewiesen ist, daß das Vorgehen von Wien und London im Einverständnis mit der Partei stand, welche bei uns unschädlich gemacht wurde. Man soll sehen, wie die Machenschaften der beiden Höfe und die Bewegungen im Inneren Frankreichs zusammen gingen; die Leute in Clichy und das Kabinet des Kaisers haben als gemeinsames und klar auf der Hand liegendes Ziel die Wiederherstellung des Königtums in Frankreich und einen schimpflichen Frieden, durch welchen Italien seinen alten Zwingherrn wieder überantwortet werden soll. Wenn man Ihnen von dem europäischen Gleichgewicht sprechen sollte, was könnten Sie nicht alles inbezug auf Polen anführen, durch welches Oesterreich einen so großen Territorial-Zuwachs erhielt! Sollten Sie finden, daß die Verhandlungen zu keinem guten Ende führen, dann werden Sie den Plan ins Auge fassen, das Haus Oesterreich zu

verjagen. Sie werden einsehen, daß die Neutralität Toskana's unbeachtet bleiben muß.

Ch. M. Talleyrand.

24. Oktober.

Der Kaiser hat sich auch den Rest des gestrigen Tages über ziemlich wohl befunden. Er hat einen großen Teil der Nacht damit hingebracht, Zeitungen zu lesen und war noch damit beschäftigt, als ich ihm meine Visite machte.

Der Kaiser nahm ein halbstündiges Bad, die Kräfte nehmen wohl zu; die Verstopfung läßt nach, allein er klagt über heftige Schmerzen in der rechten Rückenseite.

25. Oktober.

Düstere Gedanken.

Der Kaiser ist niedergeschlagen und in einem Zustande großer Erschöpfung. Ein Senffußbad schaffte einige Erleichterung.

„Gibt es etwas traurigeres als meine derzeitige Lage", klagte er. „Ich lebe nicht, ich vegetiere nur. Meine Gesundheit wird nie wieder hergestellt werden. Vielleicht kommt recht bald der Tod und macht meinem Leiden ein Ende".

Er empfahl mir die Oeffnung seiner Leiche.

„O, Sire, so weit sind wir noch nicht", rief ich, „wenn Eure Majestät nur die Güte haben wollten, sich der Behandlung zu unterziehen, welche ich anrate. Eure Majestät sind noch nicht am Ende Ihrer Laufbahn!"

„Ich wünschte, ich könnte es glauben, allein die Blasen der Zugpflaster trocknen so schnell".

„Das wird bald anders werden, wenn Eure Majestät nur wollen".

„Sie sind Arzt, Doktor, Sie würden einem Kadaver das Leben versprechen, wenn er Pillen verschlucken wollte

und könnte. Mit mir ist es zu Ende; ich fühle es wohl und mache mir keine Illusionen. Sie werden die Lebenskräfte noch acht oder zehn Tage lang erhalten können, damit hätten Sie alles erreicht, was von Ihnen erwartet werden könnte".

„Für den Fall, Sire, müßten wir es mit einer Fontanelle versuchen".

„Lassen wir es damit. Corvisart hat mir einmal eine Fontanelle gelegt: es ist mir zu umständlich; von einer Fontanelle will ich nichts wissen!"

26. Oktober.

Das Befinden des Kaisers ist noch schlechter als gestern. Es tritt eine allgemeine Abspannung auf, auch hat sich die eisige Kälte in den Extremitäten wieder eingestellt und wankt und weicht nicht trotz aller Mittel; das Gesicht ist totenblaß.

Um drei Uhr verfügte sich Napoleon zum Grafen Bertrand, bei dem er bis sechs Uhr verweilte. Während der Zeit wurde er von heftigen Schauern überfallen und es stellte sich brennender Durst ein; er trank etwas Limonade und ließ sich ein großes Feuer anzünden, vor welchem er sich zu erwärmen suchte. Seine Kräfte sind völlig dahin.

„Welcher Zustand, Doktor!" rief er, „es erdrückt mich alles, es ermüdet mich alles, ich kann mich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Sie haben wohl gar keine Mittel, die Tätigkeit der Maschine zu beleben?"

Ich bemerkte ihm, daß die Arznei-Wissenschaft verschiedene Mittel hätte.

„Sind sie von schneller Wirkung, sind sie ergiebig?"

„Die Zeit, Sire, . . ."

„Die Zeit, aha! Sie amüsieren den Schmerz und der Tod macht ihm ein Ende"

27., 28. Oktober.

Der Puls ist schwach und unstät. Es zeigte sich keinerlei Besserung.

29. Oktober.

Die Kräfte nehmen immer mehr ab; bohrende Schmerzen in der rechten Rückenseite, starker Stuhlgang, dessen Beschaffenheit eine ungenügende Verdauung anzeigt. Ich erkläre von neuem, daß eine medizinische Behandlung durchaus notwendig ist. Ich ließ auch einige Worte fallen über die erschlafften Funktionen des Magens und der Leber. Der Kaiser unterbrach mich mit den lebhaften Worten:

„Was reden Sie mir da vom Magen, mein Magen ist, glauben Sie mir, vollkommen gesund; niemals, nirgends, unter keinen Umständen hat er mir zu schaffen gemacht. Sprechen Sie mir nicht mehr davon . . . verstanden?"

30. Oktober.

Der Kaiser ist sehr blaß und klagt über außerordentliche Schwäche und heftigen Kopfschmerz; an der inneren Seite des rechten Beines macht sich ein lähmender Schmerz geltend und zieht sich über die rechte Rückenseite hin. Napoleon hatte während der Nacht zwei Entleerungen, in welchen sich Absonderungen der Galle sehr bemerkbar machten. Von Arzneien will er durchaus nichts wissen.

31. Oktober.

Das Befinden des Kaisers ist noch schlechter als gestern; er hat eine sehr unruhige Nacht gehabt mit achtmaligem Stuhlgang; unverdaute Substanzen zeigten sich reichlich. Die Schmerzen im Kopf und der rechten Rückenseite sind

eben so heftig wie früher; den Tag über fanden nochmals drei Entleerungen statt. Der Patient ruht auf einem Sopha dicht in Decken eingehüllt, obwohl das Thermometer 65 Grad Fahrenheit zeigt. Die unteren Extremitäten blieben beständig kalt; der Patient bleibt dabei, Medikamente von der Hand zu weisen. Ich schreibe eine strenge Diät vor: Reiswasser und Lavements.

Gegen Abend besserte sich das Befinden etwas, der Puls war regelmäßiger; der Kaiser beschwerte sich darüber, daß die Stellen, an denen die Zugpflaster angebracht waren, rot sind und heftig jucken.

1. November.

Die Nacht war leidlich. Heute morgen erfolgte eine abermalige Entleerung, die sich in nichts von der früheren unterschied. Der Puls ist unregelmäßig; obwohl der Kranke nur sehr wenig genossen hat, zeigen sich Verdauungsbeschwerden. Die Schmerzen in der Leber treten wieder stärker auf, ein fast fortwährender trockner Husten ist wohl die Folge von Erbrechungen wäßriger Materien. Die Kälte in den Extremitäten führt zu schmerzhaften Sehnenspannungen. Gegen abend stellte sich eine merkliche Besserung ein.

2. November.

Nach einem kurzen Schlummer erwachte der Kaiser unter Erbrechungen und einem trockenen, nervösen Husten. Lindernde Getränke führten gegen Tagesanbruch einige Beruhigung herbei. Er nahm einige leichtverdauliche Nahrung zu sich. Später stellten sich wiederum Hustenanfälle, Erbrechungen, verbunden mit Magenschmerzen, Schmerzen im Kopf und in der Leber, eisige Kälte in den unteren Extremitäten, ein; es werden heiße Umschläge um die Beine gemacht. Einreibungen des Unterleibes mit einer Mischung von Amoniak und Opium, dazu beruhigende Getränke gereicht.

Gegen Abend verschwanden die Befürchtung erweckenden Symptome; es war nur eine Entleerung den Tag über erfolgt, von besserer Art als die früheren.

3. November.

Der Kaiser hat eine ziemlich ruhige Nacht verbracht, sein Zustand hat sich sichtlich gebessert. Leider aber wollen die Kräfte nicht zunehmen. Zu Mittag stellte sich heftiger Kopfschmerz und eine eisige Kälte in den unteren Extremitäten ein. Es werden heiße Umschläge gemacht; ich bringe lauwarme Seewasserbäder in Vorschlag.

4. November.

Der Kaiser befindet sich besser, es stellte sich etwas Appetit ein; der Puls ist schwach aber regelmäßig. Ein lauwarmes Bad, bestehend aus zwei Drittteilen Seewasser und einem Drittteil Flußwasser, erwies sich vorteilhaft; das Bad dauerte nicht länger als 35 Minuten.

5. November

Straßenbau in Italien. — Napoleons Bemerkungen über Cesarotti.

Die Besserung schreitet fort; der Kaiser nimmt ein Bad wie gestern, er verbleibt dreiviertel Stunde in demselben.

Die Schmerzen haben nachgelassen, der Kaiser begann zu plaudern; er gedachte der Verbesserungen, welche er in Italien vorgenommen hatte. Er hat Straßen von Pavia nach Padua, von Padua nach Fusine, nach Ponte-Longo, von Sarravalle nach Belluno und Cadore, von Vicenza nach Novarra anlegen lassen. Er hat den Hafen von Malamocco ausbauen, die Täler, welche bei Verona münden, trocken legen lassen, hat Brücken über die Etsch gebaut, Dämme gegen die Ueberschwemmungen des Bacchiglione aufführen, Kanäle, Wasserleitungen wieder herstellen lassen:

das alles war nur der Anfang von dem, was er inbezug auf Italien vor hatte.

Napoleon ging dann plötzlich auf die Männer über, die er in Italien gekannt hatte. Er sprach viel von Cesarotti, dessen Prachtentfaltung ihm gefallen hatte. Er war demselben vielfach behilflich gewesen, hatte ihn mit Wohltaten überschüttet aber —

„Wir fingen an verhaßt zu werden", fügte er hinzu, „wir wurden geschlagen und der Dichter applaudierte unserm Unglück".*) Cesarotti büßte dadurch das Wohlwollen Napoleons nicht ein. Bei der Einverleibung Venedig's gedachte derselbe des Dichters und empfahl ihn an Eugen.

Ich bin in der Lage den betreffenden Brief mitzuteilen, er lautete:

„Mein Sohn! Als ich in den venezianischen Staaten vor dem Frieden von Campo Formio die Funktionen eines General-en-chef bekleidete, stellte man mir in Padua den Abbé Cesarotti, einen armen, aber verdienstvollen Mann vor. Ich empfing ihn mit aller Auszeichnung und setzte ihm aus den Fonds der Stadt eine Pension aus, welche auch gezahlt wurde so lange ich das Land in meiner Obhut hatte. Die Oesterreicher, die mir nachfolgten, haben gewiß meine Stiftung nicht beibehalten. Suchen Sie zu erfahren, was aus ihm geworden ist und wenn Sie ihn ermitteln können, so lassen Sie ihm die Pension nebst Rückständen zahlen".

6. November.

Die Gesundheit des Kaisers fährt in der Besserung fort. Er nahm heut zum dritten Mal ein Salzwasserbad, in welchem er beinahe eine Stunde verblieb. Er ging in den Garten, war aber so schwach, daß er sich bald nieder-

*) Anmerkung des Uebersetzers. Melchior Cesarotti ist besonders berühmt geworden durch seine Uebersetzungen des „Ossian" und der „Ilias".

setzen mußte. Er wählte eine Bank an dem neu angelegten Fischteisch. Dort saß er, wenn es sein Zustand zuließ, oft Stunden lang und sah den Bewegungen der Fische zu. Er studierte ihre Gewohnheiten, interessierte sich für ihre Liebschaften wie für ihre Streitigkeiten; zuweilen ließ er uns rufen, um uns seine Beobachtungen mitzuteilen. Leider stellte sich unter den Fischen eine Seuche ein: die Tiere kamen an die Oberfläche, überschlugen sich hin und her und krepierten eins nach dem andern. Napoleon war darüber tiefbetrübt.

„Da sehen Sie", sagte er mir, „alles, was ich gern habe, alles, was mir anhänglich ist, wird vom Schicksal getroffen: der Himmel und die Menschen vereinigen sich, um mich zu verfolgen".

Jeden Tag ging er nach dem Teich hinaus um zu sehen, wie viele Fische noch am Leben waren. Er beauftragte mich, nach einem Mittel zu forschen, um die Tiere zu retten. Ich glaubte, das Wasser wäre schuld an der großen Sterblichkeit. Die Untersuchung desselben aber langweilte den Kaiser, er schickte mich täglich verschiedene Mal hinaus, um zu sehen, ob wieder Fische gestorben wären. Ich war so glücklich, ihm eines Tages melden zu können, daß das Sterben vorbei und ein Teil der Fische am Leben geblieben wäre. Endlich kam ich auch dahinter, wodurch das Unglück entstanden war. Wir hatten die Böschungen des Bassins mit einer kupferhaltigen Masse bekleidet; durch das Kupfer war das Wasser offenbar vergiftet worden; die überlebenden Fische nahmen wir heraus und taten sie in einen Zober.

7. November.

Das Befinden des Kaisers ist unverändert; er machte eine Spazierfahrt im Garten.

8. November.

Das Befinden ist leidlich, der Kaiser nahm heute sein fünftes Salzwasserbad und machte wiederum eine Spazierfahrt im Garten.

9., 10. November.

Das Befinden ist fortgesetzt leidlich, nur nehmen die Kräfte nicht sonderlich zu; der Kaiser hat einen Teil der vergangenen Nacht damit gebracht, Zeitungen zu lesen.

11., 12. November.

Das Befinden hat sich wieder verschlechtert. Der Kaiser ist sehr niedergeschlagen; Appetit fehlt, er klagt über ein Gefühl der Schwere im Unterleibe. Hinzu kommt, daß die Schmerzen in der Leber wieder heftiger wurden. Im Rückgrat und in der Gegend der linken Schulter machen sich auch ziemlich heftige Schmerzen bemerkbar, eine hartnäckige Verstopfung kommt hinzu. Der Puls ist schwach und unruhig. Die Salzwasserbäder werden fortgesetzt, der Kranke verweilt $^3/_4$ Stunde darin. Einreibungen mit Amoniak und Opium längs des Rückgrates haben einen guten Erfolg. Infolge Lavementes stellte sich reichlicher Stuhlgang mit unvollkommen verdauten Speisen ein.

13. November.

Der Kaiser ist von unwiderstehlicher Schlafsucht befallen; er nimmt nur sehr wenig Nahrung zu sich. Seewasserbad und Einreibungen.

14. November.

Napoleons Urteil über Oriani. — Sein Brief an den Gelehrten aus dem Jahre 1796.

Der Kaiser befand sich heute, nachdem er gebadet hatte, etwas gekräftigt. Er hat mit Appetit gegessen; heut war

er zum erstenmale wieder etwas gesprächig. Es kam die Rede auf Italien; er sprach besonders viel über Oriani.

„Das ist der größte Geometer," bemerkte er, „den es je gegeben hat."

Er hatte Oriani, als er nach Aegypten ging, dem General Brune angelegentlich empfohlen; es war ihm ein Bedürfnis gewesen, den Kenntnissen des Gelehrten zu huldigen. Er hatte ihm, so wie er in Mailand eingezogen war, geschrieben.

Hier der Brief:

„Hauptquartier zu Mailand am 5. Prairial des Jahres IV. (24. Mai 1796). Die Wissenschaften, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, die Künste, welche das Leben verschönern und große Taten der Nachwelt übermitteln, sollen besonders in republikanischen Staaten hoch geehrt werden! Alle Männer von Talent, alle diejenigen, welche einen hervorragenden Rang in der Republik für Künste und Wissenschaften erlangt haben, sind Franzosen, gleichviel in welchem Lande sie geboren sind. Die Mailänder Gelehrten erfreuten sich dort jener Achtung nicht, welche ihnen zusteht. Zurückgezogen in ihre Laboratorien, schätzten sie sich schon glücklich, wenn Könige und Priester ihnen nichts zu leide taten: das ist heutzutage anders in Italien! Der Gedanke ist frei, es gibt keine Inquisition, keine Intoleranz, keine Despoten mehr! Ich rufe die Gelehrten Italiens auf, sich zu vereinen und mir ihre Anschauungen zu unterbreiten: über die Mittel, welche man ergreifen soll und über das, was nötig ist, — damit den Wissenschaften und schönen Künsten ein neues Leben eingehaucht werde. Alle diejenigen, welche nach Frankreich möchten, werden von Seiten der Regierung dieses Landes mit Auszeichnung empfangen werden. Das französische Volk mißt der Erwerbung eines großen Mathematikers, eines Malers von Ruf mehr Wert bei, als der Eroberung der reichsten Stadt. Machen Sie sich, Bürger, zum Organ dieser Anschauungen bei den hervorragenden Gelehrten, welche in Mailand wohnen."

Napoleon hatte für Oriani eine ganz besondere Vorliebe; er sprach oft von ihm und erzählte gern von der ersten Audienz, welche er dem berühmten Gelehrten*) erteilt hatte. Der damalige General Bonaparte hatte bemerkt, daß der Gelehrte durch das geräuschvolle Treiben des Generalstabes verwirrt wurde, er hatte alle Mühe, ihn zu beruhigen.

„Ich sagte ihm," erzählte der Kaiser, „Sie sind hier inmitten Ihrer Freunde, wir wollen nichts als der Gelehrsamkeit unsere Huldigungen darbringen."

„Ach, General, verzeihen Sie, dieser militärische Pomp verwirrt mich, ich bin nicht daran gewöhnt."

Oriani beruhigte sich endlich und hatte eine lange Unterhaltung mit dem Eroberer Italiens, er konnte nicht begreifen, daß ein junger, 26jähriger Mann sich so viel Wissen angeeignet, so viel Ruhm erworben hatte: Bonaparte war für ihn ein Phänomen.

Napoleon erging sich noch eine zeitlang in Lobeserhebungen über Oriani, dessen astronomische Kenntnisse er besonders rühmte.

15. November.

Nach drei Lavements erfolgte eine reichliche Entleerung; trotzdem blieb im Unterleibe ein Gefühl lästiger Schwere. Die Schmerzen der Leber dehnen sich weiter aus.

16. November.

Napoleon als Arzt.

Der Kaiser ging in den Garten, obwohl er sehr schwach war und kaum gehen konnte. Ich stützte ihn und so gelangten wir an eine Ruhebank.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Barnabé Oriani war damals Direktor der Mailänder Sternwarte. Seine „Trigonometria sphaerica" ist noch heute ein berühmtes Buch.

„Nun, Doktor," sagte er, „das ist wohl das Ende! Keine Energie, keine Kraft mehr: ich breche zusammen!"

Ich wollte gerade antworten, als er mir ins Wort fiel.

„Ich soll wieder gesund werden, nicht wahr? Ein Arzt würde lieber sterben, als daß er einem Todeskandidaten nicht die Versicherung gäbe, er wäre garnicht krank."

„Nein, Sire, aber wenn das Leben noch unberührt ist . . . ."

„Das ist es nicht, es erlischt, ich fühle es, meine Stunde hat geschlagen."

„Euer Majestät ist nicht so weit, wenn Euere Majestät nur geruhen wollte . . . ."

„Wie? Pillen nicht wahr? Ein Chinindekoct, wie in Mantua?"

„Nein, Sire, aber wie in Venedig."

„Wieso Venedig? Da waren wohl Ihre Kadaver auf der Lauer? Ohne Zweifel haben sie Ihnen auch die Zahl der Kranken angegeben, denen ich Gewalt angetan habe."

„Nein, Sire, ich habe nur sprechen hören von Charpie, von Essig, von Branntwein und Kampfer, welche die venezianischen Städte liefern und die Divisions-Generäle den Leuten beibringen sollten."

„Die Ambulanzen mußten doch versorgt werden . . . ."

„Jawohl, um die Fieberkranken und die Verwundeten zu heilen."

„Sie eigensinniger Mann, immer mit Ihren Arzneimitteln."

Er erhob sich, ich stützte ihn und geleitete ihn zurück in sein Haus. Er verfügte sich ins Bad und verblieb eine Stunde darin. Die Schmerzen in der Leber traten wieder heftiger auf, der Magen ist durch Blähungen gespannt, der Puls ist schwach und unstät.

17. November.

Das Befinden ist unverändert.

18. November.

Der Schwächezustand hat zugenommen. Der Kaiser klagt über lebhafte Schmerzen in der Magengegend; es wird eine Fontanelle am linken Arm gelegt; beim Einschnitt in die Haut kam kein Tropfen Blut zum Vorschein. Die Salzwasserbäder werden eingestellt.

19. November.

Napoleon und sein Bett. — „Damals war ich Napoleon, heute bin ich nichts".

Der Kaiser wollte eine Spazierfahrt machen, kehrte aber alsbald wieder um. Der Verband der Fontanelle hatte sich verrückt, ich habe ihn wieder zurechtgelegt. Der Kaiser aß mit leidlichem Appetit, der Zustand des Magens schien sich gebessert zu haben, die Kräfte aber schwanden mehr und mehr. Es machte sich ein Gefühl der Schwäche bemerkbar, das unüberwindlich schien bei fortwährendem Verlangen nach Schlaf.

„Doktor," sagte er, „die Ruhe ist doch etwas Schönes. Ich habe mein Bett liebgewonnen, ich möchte es nicht eintauschen gegen alle Throne der Welt. Welche Wandlung! Wie bin ich zu schanden geworden, ich, dessen Tätigkeit kein Ende fand, der nie schlafen wollte. Nun bin ich in einem Zustande lethargischer Starrheit; ich muß einen Entschluß fassen, wenn ich die Augen aufschlagen will. Ich habe zuweilen über verschiedene Themata gleichzeitig vier oder fünf Sekretären diktiert — ja damals — damals war ich Napoleon, heute bin ich nichts. Meine Kräfte, meine Fähigkeiten lassen mich im Stich, ich vegetiere noch, lebe aber nicht mehr!"

20. November.

Der Kaiser ist einer tiefen Traurigkeit anheimgefallen; er spricht kein Wort.

21., 22. November.

Der Kaiser ist immer noch in seiner melancholischen Stimmung, er ißt nur sehr wenig, beginnt aber wieder mit den Salzbädern.

23. November.

Der bisherige Zustand hält an.

24., 25., 26. November.

Es ist keine Aenderung eingetreten.

27. November.

Der Kaiser ist in finsterer Stimmung. Ich untersuche die Fontanelle, die in einem schlechten Zustande ist und wasche sie mit verdünntem, lauwarmem Wein.

28. November.

Der Zustand völliger Erschöpfung dauert an, der Kaiser klagt über heftigen Kopfschmerz und über Schmerz in der Leber. Er nahm etwas Nahrung zu sich und fühlte sich danach besser. Um 4 Uhr fuhr er aus; nachdem er ganz langsam eine zeitlang im Garten umher gefahren war, wurde er von Uebelkeit überrascht und erbrach alles, was er genossen hatte. Nach seiner Rückkehr nahm er ein Bad; hartnäckige Verstopfung. Er nahm in Pillenform ein tonisches Mittel.

29. November.

Der Kaiser erhielt heute um 7 Uhr Morgens wieder 3 Pillen; gleich, nachdem er etwas zu sich genommen hatte, wurde er von einem trocknen, ihn stark angreifenden Husten überfallen. Er meinte, die Pillen wären daran

schuld und benutzte die Gelegenheit, den ferneren Gebrauch derselben abzulehnen. Die Schlaffucht weicht nicht; der Kranke blieb lange im Bett, als er sich erhoben hatte, fuhr er eine Stunde lang aus, dann nahm er ein Bad.

30. November.

Das Befinden ist unverändert, nur hat sich der Husten ein wenig gebessert. Der Patient will nichts einnehmen, er verzichtet auch auf ein Bad. Ich suche ihn umzustimmen, allein er entgegnet mir:

„Was soll ich denn von einem Bade hoffen? Was für einen Erfolg soll es denn haben? Nichts unnützes, Doktor, ich bitte."

1. Dezember.

Bonaparte's plötzliche Rückkehr aus Aegypten. — Der Brief des General Championnet.

Der Kaiser befand sich etwas besser und machte eine kurze Spazierfahrt. Ich suchte ihn zu unterhalten, indem ich seine Erinnerungen auffrischte. Er kam auf den Eindruck zu sprechen, den seine plötzliche Rückkehr aus Aegypten hervorgerufen hatte:

„Ja, wahrhaftig," rief er, „ich erschien unerwartet! Der Erfolg war unberechenbar. Die Truppen faßten wieder Vertrauen, die Generäle, teils abgesetzt, teils geschlagen, sehnten sich danach, ihre Niederlagen zu rächen und dem unerträglichen Joch einer Handvoll Advokaten zu entgehen. Ich erschien ihnen wie der Messias. Jeder segnete meine Ankunft, aber derjenige, dem meine Rückkehr vor allen angenehm war, weil ihn das Unglück des Vaterlandes am meisten anging war Championnet. Er schrieb sogleich an das Direktorium und bat um seine Entlassung."

Nachdem Napoleon eine zeitlang in einem Stoß von Schriftstücken geblättert hatte, reichte er mir einen Brief und forderte mich auf, ihn zu lesen. Es war der Brief,

welchen Championnet,*) damals kommandierender General, aus seinem Hauptquartier zu Coni unter dem 4. Oktober 1799 an das Direktorium geschrieben hatte. Ich las:

„Ich erfahre, Bürger-Direktoren, soeben aus sicherster Quelle, daß der General Bonaparte glücklich in Frankreich gelandet ist. Ich habe das Ereignis sofort der Armee von Italien bekannt gegeben. Die willkommene Nachricht hat alle Herzen mit Freude und Hoffnung erfüllt und ich bin überzeugt, daß die Armee von Sieg zu Sieg schreiten wird, wenn dieser große Held wieder an ihre Spitze tritt. Sein Name allein verbreitet Schrecken in den Reihen der Feinde und verdoppelt den Mut unserer Soldaten. Ihm steht es zu, den Freiheitsbaum dort wieder aufzurichten, wo er ihn eingepflanzt hatte und zum zweiten Mal den Tyrannen Oesterreichs auf seinem wankenden Throne zittern zu machen. Indem ich Sie ersuche, Bürger-Direktoren, im Namen des Vaterlandes, der Armee und der Freiheit Italiens, das Kommando über die Armee dem General Bonaparte zu übergeben, ersuche ich Sie zugleich um meine Entlassung. Für mich ist der Posten, den ich innehabe, eine zu schwere Last; ich würde reichlich für alle Anstrengungen belohnt sein, welche ich bis heute für den Triumph der Republik und für die Freiheit meiner Mitbürger gemacht habe, wenn ich von neuem dazu beitragen könnte, unser teures Vaterland glücklich und frei zu machen.

Championnet.

2. Dezember.

Der Kaiser befindet sich in einem großen Schwächezustande. Die Fontanelle schmerzt ihn, hat aber kein schlechtes Aussehen.

*) Anmerkung des Uebersetzers: General Championnet ist der Eroberer Neapels (1799) und Gründer der Parthenopeischen Republik er war (1799) bei Fossano geschlagen worden.

3. Dezember.

Der Kaiser befindet sich erheblich besser.

4. Dezember.

Das Befinden ist unverändert.

5., 6. Dezember.

Das Befinden bessert sich sichtlich.

7. Dezember.

Der Kaiser befindet sich leidlich. Zwei Stunden lang hat er sich mit einer ernsten Arbeit beschäftigt, ohne daß es ihm Schaden getan hätte. Um 9 Uhr, da das Wetter gut war, wollte er im offenen Wagen in den Garten fahren, allein der Sonnenschein erwies sich als unerträglich und er kehrte mit heftigen Kopfschmerzen zurück. Ich riet ihm zu einem Fußbade, er eröffnete mir, daß er seit 3 Tagen an Harnzwang leide. Ich verordnete ein lauwarmes Bad von halbstündiger Dauer. Am Abend stellten sich wieder heftiger Kopfschmerz, eine tiefe Niedergeschlagenheit und Schlafsucht ein. Der Puls war schwach und unstät, es machte sich ein allgemeines Unbehagen geltend.

8. Dezember.

Napoleons Hochachtung für den General Desaix. — General Belliard.

Der Kaiser befindet sich wohl etwas besser, allein er ist in finsterer Stimmung. Ich suchte ihn zu zerstreuen und sprach ihm von Männern, deren Erinnerungen, wie ich wußte, ihm teuer waren: so kam ich auch auf Desaix:

„Desaix," rief er sogleich, „oh! das war ein edler, treuergebener Mann, der Ruhm war seine Leidenschaft. Sein Tod war für mich ein Unglück."

Er hielt inne und ich wußte nicht recht, wie ich die Unterhaltung wieder in Fluß bringen sollte. Ich machte eine Bemerkung über die Siege Desaix' in Ober-Aegypten.

„Er hat überall Siege davongetragen. Er war so geschickt, paßte auf alles auf und war voller Kühnheit. Strapazen galten ihm nichts, der Tod noch weniger! Er wäre siegreich bis ans Ende der Welt gedrungen. Ich hatte ihm Unter-Befehlshaber zugeteilt, die gut für ihn paßten: Belliard war für die Verwaltung ebenso tüchtig, wie für die Kriegführung; er leitete die Bewässerungs-Arbeiten, belebte den Ackerbau, jagte die Beys zum Teufel. Er war Agronom, Gouverneur und Feldherr, von den Mamelucken ebenso sehr gefürchtet, wie den Scheiks willkommen. Belliard führte die Avant-Garde von Alexandrien nach Kairo. Welche Entbehrungen! Aber die Natur hatte ihn mit einem Mut ausgestattet, der allem standhielt. Die Wüste erschreckte ihn nicht — ich kannte seine Fähigkeiten, seine Ausdauer. Ich wollte ihn mit nach Syrien nehmen, allein Desaix hätte ihn gern behalten und so beließ ich ihm den tüchtigen Mann. Dieser brave Desaix! Er ärgerte sich über die Torheiten, welche das Direktorium beging. Als ich ihm mitteilte, daß der Krieg in Europa wieder ausgebrochen wäre, schrieb er mir, die Unglücksfälle hätten ihn nicht überrascht, wohl aber lebhaft bekümmert."

„Man sieht," schrieb er ferner, „daß Sie nicht mehr in Italien sind, wo Sie so viele Erfolge errungen haben. Sie werden dorthin zurückkehren, die französische Nation von neuem mit Ruhmestaten bekränzen, während wir hier fortvegetieren, mitten unter Arabern. Ich weiß von der Größe Ihrer Entwürfe nichts, dieser deutsche Krieg aber ist schrecklich, ich bin außer mir, daß ich nicht dabei bin. Denken Sie an uns, an unsere Lage, an unser Verlangen nach Ruhm — vor allem aber retten Sie Frankreich!"

15. Dezember.

Der Kaiser machte eine Spazierfahrt, und kehrte sehr ermüdet von derselben zurück. Er ist so nervöse erregt, daß er keinen Augenblick Rast findet. Er nahm beruhigende Getränke, die ihm wohltaten.

16. Dezember.

Der Kaiser hatte eine unruhige Nacht. Es hat sich eine tiefe Verstimmung seiner bemächtigt. Er nahm nachmittags ein lauwarmes Bad, in welchem er eine Stunde verblieb. Er wollte ein wenig im Salon umhergehen, allein die Beine versagten den Dienst und er mußte sich niedersetzen.

„Sie wollen nicht mehr," meinte er, indem er trüben Blickes zu Boden sah. „Da ist nichts mehr, nichts wie Knochen!"

Ich versuchte ihn zu überreden, daß diese Magerkeit eine Folge der Krankheit wäre, aber sonst nichts zu bedeuten hätte.

„Doktor," sagte er, „alles hat ein Ende, und in Wahrheit ich kann darüber nicht klagen .... Niemand bezahlt mich dafür, das Leben zu lieben."

17. Dezember.

Der Kaiser hatte eine unruhige Nacht bei Kopf- und Leibschmerzen; er ist in hohem Grade verstimmt.

18. Dezember.

Der Wechsel zwischen besserem und schlechterem Befinden hält bis zum 25. an.

25. Dezember.

Die Kräfte ſind auf ein Minimum reduziert, die vorige Nacht war faſt ſchlaflos und unruhig. Der Unterleib iſt hart und aufgebläht, der Kopf ſchwer, der Puls ſchwach und unſtät. Ich hatte ſchon ſeit längerer Zeit Napoleon darauf aufmerkſam gemacht, ſich die Zähne reinigen zu laſſen. Er gab endlich ſeine Einwilligung; ſie waren ganz mit Weinſtein bedeckt.

26. Dezember.

Der Tod Eliſas. — Napoleon ſpricht über ihre Charaktereigenſchaften. — „Eliſa hatte ein gutes, edelmütiges Herz.“ — Der Gemahl Eliſas, Fürſt Bachiocci.

Der Kaiſer hatte eine beſſere Nacht, er nahm ein zweiſtündiges Bad, und las dabei die aus Europa eingetroffenen Zeitungen; er entnahm denſelben die Nachricht, daß ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Eliſa, geſtorben wäre. Ganz bewältigt von dieſer Nachricht fand ich ihn auf ſeinem Fauteuil ſitzen, mit auf die Bruſt geſenktem Kopf. Tiefe Seufzer entrangen ſich derſelben, er ſchlug die Augen auf und ſah mich an; ſein Blick war durchdringend, aber er ſagte nichts. Plötzlich hielt er mir die Hand hin und ich fühlte — was er zu wünſchen ſchien — den Puls. Er war ſchwach und intermittierend. Ich riet ihm, ein wenig Orangenwaſſer zu ſich zu nehmen — er ſchien nichts gehört zu haben; ich drang dann in ihn, ein wenig an die Luft zu gehen.

„Glauben Sie,“ ſagte er mir mit auffällig veränderter Stimme, „daß die Luft mich dem Zuſtande der Niedergeſchlagenheit, in welchem ich mich befinde, entreißen könnte?“

„Ich glaube wohl, Sire, aber ich bitte Eure Majeſtät Gebrauch von einem Trank zu machen, den ich vorſchlage.“

Er willigte ein. Nach dem Genuß entlud ſein Magen eine Menge von Gas. Ich bot ihm von neuem den Trank, er nahm ein zweites Mal davon und fühlte ſogleich Erleichterung.

„Sie wollen also," sagte er, „daß ich in den Garten gehe?" „Gut, kommen Sie."

Er erhob sich mit Mühe und stützte sich auf meinen Arm.

„Ich bin recht schwach, Doktor. Meine taumelnden Beine können mich kaum tragen."

Es war ein prachtvoller Tag. Wir erreichten den Fischteich; dort versagten die Kräfte und er mußte sich schnell auf einer in der Nähe befindlichen Bank niederlassen.

„Ach, Doktor," klagte er, „wie bin ich doch so müde, allein ich spüre doch einige Erleichterung. Das Orangenwasser hat die Gase entfernt, die einen unerträglichen Druck in meinem Magen ausübten. Ich spüre, daß die frische Luft mir gut tut; bisher hatte ich nie Schmerzen im Magen oder in den Eingeweiden. Ich habe nicht geglaubt, daß sich darin eine solche Menge von Luft ansammeln könne. Ich war ja nie krank, und der Zustand, in dem ich mich heute befinde, hat etwas ganz außergewöhnliches für mich."

Er schwieg einige Augenblicke und begann dann:

„Die Zeitungen melden, daß die Prinzessin Elisa am Nervenfieber gestorben ist und daß Jérome der Vormund ihrer Kinder geworden ist. Was verstehen die Aerzte denn unter Nervenfieber?"

Ich gab ihm eine Erklärung.

„Haben Sie die Prinzessin Elisa, als sie Großherzogin von Toskana war, gekannt?"

„Jawohl, Sire."

„Sie war mit den Jahren sehr schwächlich geworden; sie hat mir oft versichert, daß sie eigentlich, wenn sie auf sich hätte achten wollen, fortwährend hätte im Bette bleiben müssen: nur eine große Tätigkeit könne sie am Leben erhalten. Was mich betrifft, ich war ganz ihrer Meinung und glaube, daß ein tätiges Leben der Gesundheit zuträglich ist; inbezug auf Menschen sowohl als auf Tiere. Ich habe an mir selber die Erfahrung gemacht, und Sie können heute die Folgen des entgegengesetzten Regimes beobachten. Elisa war von Kindheit an stolz und unabhängig; sie hat

uns allen die Stirn. Sie hatte Geist, war überaus tätig und mit Staatsgeschäften so vertraut, wie der beste Minister. Sie kümmerte sich viel um die auswärtigen Beziehungen, und da sie zu ihrem Leidwesen genötigt war, mit meinen Ministern zu verhandeln, kam es oft zu Unannehmlichkeiten, welche ich beilegen mußte. Lebhaft und feinfühlig, geriet sie leicht in Aufregung; über das geringfügigste, ihren Absichten entgegentretende Hindernis geriet sie in Zorn, der aber schnell verflog, denn Elisa hatte ein gutes, edelmütiges Herz. Sie liebte den Luxus, förderte Künste und Wissenschaften, sie hatte das Bestreben, ihre beiden Schwestern zu überragen. Ich weiß nicht, in wie weit man der Nachricht über ihren Tod trauen kann. Was mir unwahrscheinlich vorkommt ist, daß sie Jérome die Vormundschaft über ihre Kinder übertragen hat. Man müßte danach voraussetzen, daß Bachiocci nicht mehr am Leben oder daß er abwesend ist, denn er wäre doch der gesetzliche Vormund. Haben Sie den Fürsten Bachiocci gekannt?"

„Ich habe ihn manchmal gesehen, gesprochen haben wir nie mit einander."

„Was hielten die Florentiner von ihm?"

„Man hielt ihn für einen wackeren Mann, welcher sich wenig um die Geschäfte kümmerte, und nur daran dachte, sich der Vorteile seiner Stellung zu erfreuen."

„Da hat man das Richtige getroffen. Er liebte es von jeher, an sich selbst zu denken. Sein friedfertiger Charakter stand in vollem Gegensatz zu dem ruhelosen der Prinzessin. Wissen Sie, wieviel Kinder sie hinterläßt?"*)

*) Anmerkung des Uebersetzers. Elisa Bonaparte, Großherzogin von Toskana, welche sich später Gräfin Campignano nannte, ist am 7. August 1820 in Vincenti bei Triest gestorben. Aus ihrer Ehe mit dem Fürsten Bachiocci hatte sie drei Kinder: eine Tochter Napoleone Elisa; dieselbe vermählte sich mit einem Grafen Camerata, dem sie einen Sohn schenkte, welcher sich 1853 das Leben nahm. Der älteste Sohn Elisas starb 1830, 20 Jahre alt. Der Jüngste, den sie auf ihrer Flucht aus dem Großherzogtum Toscana gebar, starb 1833 in Rom infolge eines Sturzes mit dem Pferde.

„Sie hatte in Toskana ein hübsches kleines Mädchen und in den venetianischen Staaten einen Knaben. Ich weiß nicht, ob deren noch mehr waren.“ —

Der Kaiser erhob sich, stützte sich auf meinen Arm und sah mir scharf ins Gesicht, indem er sagte:

„Nun, Doktor, Sie sehen, Elisa zeigte mir den Weg; der Tod, welcher meine Familie vergessen zu haben schien, stellt sich ein; ich werde bald an die Reihe kommen — wie denken Sie darüber?“

„Eure Majestät sind noch nicht am Ende, Eure Majestät sind noch für ein ruhmreiches Unternehmen bestimmt.“

„Ach, Doktor, Sie sind voller Gesundheit, jung — ich aber . . . Ich habe keine Kräfte mehr, keine Tatkraft, keine Energie mehr . . . ich bin der Napoleon nicht mehr! Sie bemühen sich vergeblich, mir Hoffnung einzuflößen, das Leben zurückzurufen, das im Abmarsch ist. Ihre Sorgfalt vermag nichts gegen das Schicksal: gegen seine Bestimmungen gibt es keine Appellation. Der nächste unserer Familie, der der Prinzessin Elisa ins Grab folgen soll, ist dieser große Napoleon, welcher, obwohl er nur noch vegetiert, Europa Befürchtungen einflößt. So, mein lieber Doktor, sehe ich meine gegenwärtige Lage an. Sie sind noch jung, haben eine lange Bahn vor sich — bei mir ist alles zu Ende. Ich wiederhole Ihnen, meine Tage nähern sich dem Abschluß . . . auf diesem elenden Felsen!“

Wir kehrten in das Haus zurück. Napoleon ging zu Bett.

„Lassen Sie die Fenster schließen, Doktor, und lassen Sie mich allein. Ich werde später nach Ihnen schicken.“

Er ließ mich auch später wieder zu sich rufen; er sprach von seinem Sohne; von Marie Louise; es waren peinliche Erörterungen, ich suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Gut, gut . . ich verstehe Sie, Doktor . . wir wollen vergessen . . . kann denn übrigens das Herz eines Vaters vergessen?“

27. Dezember.

Der Kaiser ist in einem Zustande völliger Abspannung.

28. Dezember.

Der Zustand ist unverändert. Kopfschmerz, Erbrechungen; ein trockener Husten. Ich verordne beruhigende Getränke.

29. Dezember.

Der Husten hat etwas nachgelassen, im übrigen ist alles beim Alten; der Puls ist schwach und unregelmäßig.

30. Dezember.

Das Befinden hat sich bedeutend verschlechtert! Der Kaiser zittert am ganzen Körper, Hitze und Kälte wechseln. Der Puls ist schwach und unstät; der Kopfschmerz unerträglich.

„Nun, Doktor, was sagen Sie jetzt? Was halten Sie von meinem Zustand?"

„Ist nicht beunruhigend, Sire; gut aber würde es sein, wenn sie von einem übrigens sehr einfachen Mittel Gebrauch machen würden."

„Von was für einem Mittel?"

„Von Aether-Sirop, Sire."

„Was ist Aether-Sirop?"

Ich gab ihm eine Erklärung und er fuhr fort:

„Welche Wirkung hat dieser Sirop?"

Ich setzte es ihm auseinander.

„Sind Sie sicher?" frug er.

„Gewiß, Sire."

„Gut . . dann schnell her damit!"

Ich gab ihm einen Teelöffel voll; er fühlte gleich darauf Erleichterung; allein der Nachgeschmack war ihm sehr lästig: er wollte nicht wieder davon nehmen.

31. Dezember.

Das Befinden hat sich ein wenig gebessert; leider verblieb er wieder zwei Stunden in einem lauwarmen Bade! Die Folge war, daß er sich den ganzen Tag über schlecht fühlte und daß die Symptome von gestern wieder auftraten. Ich drang in ihn, einen Löffel Aether-Sirop zu nehmen, er wollte durchaus nicht; ich bestand darauf, er wurde ungeduldig und forderte mich auf, Worte zu sparen.

„Aber, Sire, der Erfolg war doch ein auffallend guter."

„So? Eine so schlechte Nacht habe ich noch nicht gehabt, ich habe kein Auge zugetan."

„Sire, die Nachwirkung ist überaus wohltuend."

„Einem Magen, der schon seit lange der Apotheke verfallen ist, mag das Zeug ja gut bekommen; ich habe einen jungfräulichen Magen, dem Mixturen fremd sind. Aeußerlich mögen Sie bei mir verwenden, was Sie wollen, aber meinem Inneren Präparate aufzunötigen, die imstande sind, die kräftigste Konstitution zu zerstören — das geht nicht an! Ich will nicht zwei Krankheiten auf einmal haben: eine natürliche und eine durch Medizin hervorgerufene".

---

1. Januar 1821.

Es ist keine Besserung im Befinden des Kaisers eingetreten.

2. Januar.

Napoleon befindet sich ein wenig besser, er war zu Bett; ich wollte eins der Fenster öffnen, die verrosteten Haken zerbrachen: ich wollte das Hinabfallen des Fensters verhüten, wobei ich mir die Hand so stark verletzte, daß das Blut aufspritzte. Der Kaiser, der es gesehen, sprang aus dem Bette und rief:

„Sie haben sich die Hand zerschnitten. Man hole einen englischen Chirurgen. Verwundungen sind hier auf dieser Insel bedenklich; die geringste Vernachlässigung kann gefährlich werden".

Den herbeieilenden Dienern befahl er, sofort nach dem englischen Lager zu laufen; die Verwundung war in der Tat nicht geringfügig. Die Sehnen der drei letzten Finger waren beinahe durchschnitten. Diese Verletzungen aber beschäftigten mich weniger als die ängstliche Sorge Napoleons. Ich mußte in der Tat der Verwundung wegen, die ein leichtes Fieber mit sich brachte, drei Tage lang meine Tätigkeit beim Kaiser einstellen.

5. Januar.

Innerhalb dieser drei Tage hat sich nichts geändert; das Befinden des Kaisers ist nicht besser, auch nicht schlechter. Er nahm heute zwei Pillen bestehend aus Chinin und etwas Opium.

6. Januar.

Das Befinden ist besser, der Kaiser aß mit Appetit. Es ist wieder eine arge Verstopfung eingetreten, welche durch drei Lavements nicht zu beseitigen war.

7. Januar.

Die Nacht war gut, am Morgen nahm der Kaiser ein Lavement, auf welches eine zweimalige Entleerung erfolgte; der Puls ist nicht zufriedenstellend. Es hat sich eine Schwere im Unterleibe und eine starke Gasentwickelung bemerkbar gemacht; ich verordne zwei Pillen morgens und abends.

8. Januar.

Der Kaiser hat die Pillen wirklich genommen. Eine Wirkung aber blieb aus.

9. Januar.

Das Befinden ist ebenso wie gestern, Napoleon nahm wieder zwei Pillen.

10. Januar.

Der Kaiser hatte mehrfach Stuhlgang. Ich reichte ihm die Pillen, er wollte sie nicht:

„Der Erfolg ist brillant, Doktor, ich strotze vor Gesundheit, seit ich sie nehme; wenn ich sterben soll, so will ich doch wenigstens an einer Krankheit sterben".

Ich wollte antworten, er fiel mir aber sogleich ins Wort.

„Die Zeit ... die Zeit, ich weiß schon, was sie sagen wollen. Man riskiert ja nichts, wenn man sich auf Sie beruft. Sagen Sie mir, hatten denn Hippokrates oder Gallienus Kenntnis von diesen tonischen Pillen, kannten sie deren großartigen Erfolg? Das Leben, glauben Sie mir, Doktor, ist ein Geheimnis, daß Sie vergeblich zu ergründen suchen. Sie wissen auch nicht mehr als jene: jene haben nicht weiter gesehen als Sie. Tappen wir nicht wie Blinde herum, sondern schenken wir der Natur Vertrauen, das ist das Beste!"

11. Januar.

Die Hartleibigkeit hat aufgehört, der Kaiser befindet sich etwas besser, er aß mit Appetit und machte eine Spazierfahrt.

20. Januar.

Napoleon kennt ein Mittel zur Wiedererlangung seiner Gesundheit. — Ein früher gelegentlich angewandtes Heilverfahren eigener Art.

Seit dem vierzehnten hat die Besserung wesentliche Fortschritte gemacht, die Kräfte sind zugleich mit dem Appetit zurückgekehrt. Die häufige Bewegung im Freien tut dem Patienten gut. Verschiedene Male habe ich, um

die Rekonvaleszenz zu fördern, geeignete Medikamente vorgeschlagen.

„Lassen Sie mich doch in Ruh mit Ihrer Medizin, ich habe Ihnen schon hundert Mal gesagt, daß ich garnichts darauf gebe. Ich kenne besser als Sie und alle Aerzte der Welt meine Krankheit und mein Temperament. Ich bin geheilt, so wie ich schwitze und die Wunden an meinem Bein aufbrechen. Wenn ich täglich drei bis vier Lieues zu Pferde zurücklege, ohne mich aufzuhalten und dies vierzehn bis zwanzig Tage fortsetze, so werden Sie sehen, wie sich mein Befinden bessert. Nehmen Sie an, ich wäre, statt Napoleon zu sein, einer der armen Teufel, wie man sie hier auf dieser Insel sieht und man machte mich mit Stockschlägen und Peitschenhieben über die Beine laufen und arbeiten — ich würde schnell wieder gesund werden!"

Er sah mich eine Weile an und fuhr fort.

„Sie scheinen mir nicht zu glauben, Doktor? Sehen Sie, wenn ich hier vor mir einen Löwen, einen Tiger, oder einen Bären hätte und ich kein anderes Mittel als die Flucht hätte, glauben Sie nicht, daß sich meine Kräfte dann ganz plötzlich beleben würden? Würden meine Beine nicht dem Impuls des Willens folgen, würden meine Nerven nicht den Appell der Natur, mich der Gefahr zu entziehen, verspüren? Jetzt im Augenblick, da ich zu Ihnen rede, merke ich, daß es in mir etwas gibt, was mich elektrisiert und was mich glauben macht, daß die Maschine noch heut der Gewalt meiner Empfindungen und meines Willens folgen würde".

Er schwieg einen Augenblick und sah mich forschend an.

„Dottoraccio di Capo corso! Sollte ich nicht Recht haben", fuhr er, mich am Ohr zupfend, fort. Ich antwortete ihm, das seine Mittel ja ausgezeichnet seien, daß sie aber auch tötlich sein könnten. Ich wäre außerstande, ihm ein derartiges Mittel zu empfehlen.

Er lachte und fing von neuem an über seine Krankheit und eine passende Behandlung derselben zu sprechen.

„Ich bin auch sicher", sagte er, „daß einige Ausschweifungen die Maschine wieder herstellen würde. Mein Geheimnis — wenn es sich darum handelt, mich wieder herzustellen — bestand niemals im Verschlucken von Droguen, sondern darin, daß ich ein oder zwei Tage sehr diät lebte oder einige Exzesse im Widerspruch zu meinen Gewohnheiten beging. Wenn ich z. B. lange Zeit hindurch mich ganz ruhig verhalten hatte, so stieg ich zu Pferde und machte einen weiten Weg oder ich ging einen ganzen Tag über auf die Jagd. Hatte ich mich zu sehr angestrengt, so verhielt ich mich vierundzwanzig Stunden lang, auch wohl länger, ganz ruhig — ich kann Ihnen versichern, dieses System hat sich stets bewährt. Hinzu kommt ja, daß ich ein Temperament hatte, wie man es selten findet; übermannte mich das Verlangen zu schlafen, so schlief ich: die Stunde, der Ort kamen nicht in Betracht. Hatte ich einmal zu viel getrunken oder gegessen, so gab mein Magen das „Zuviel" von sich. . . . Meine Natur war nicht die von All und Jedem . . . das ist jetzt vorbei! Ich fühle es wohl — aber doch nicht unwiederbringlich".

Nach einer Weile begann er wieder:

„Dottoraccio maledetto, meinen Sie nicht, daß meine Medizin besser ist, als die Ihrige?"

Ich antwortete ihm, daß sein System ja unzweifelhaft ein gutes wäre, da demselben die Erfahrung guter Erfolge zur Seite stünde, allein unter den zur Zeit obwaltenden Umständen könnte es leicht versagen. Er befände sich in einem wirklich kranken Zustande wie bisher noch nie. Seine Krankheit müsse durch innere Mittel beseitigt werden: er müsse ein ruhiges Leben führen, mit mäßiger und seinen Kräften entsprechender Bewegung. Jeder Exzeß könne verhängnisvolle Folgen haben.

„Da sind wir wieder auf dem alten Punkt", rief er, „Ihr Aerzte seid einer wie der andere! Wollt Ihr, daß Eure Kranken etwas tun, so täuscht Ihr sie und jagt ihnen Furcht ein. Ist das nicht so, dottoraccio?" —

Der Kaiser war so überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Systems und setzte ein so großes Vertrauen in einen plötzlichen und gewaltsamen Wechsel seiner Lebensweise, daß er einen Versuch zu machen beschloß. Er ließ sein Pferd satteln und galoppierte innerhalb der Umfriedigung Longwood's umher bis er etwa fünf oder sechs Meilen zurückgelegt hatte. Er war nur begleitet von Noverraz und einem Piqueur.

Diese gewaltsame Bewegung aber hatte den Erfolg nicht, den er erwartet hatte. Der Schweiß blieb aus und er fühlte bei der Heimkehr sich ziemlich unwohl, trotzdem er diese Prozedur noch drei oder vier Mal wiederholte. Schließlich merkte er, daß ihm schlechter statt besser geworden war:

„Jetzt", sagte er traurig zu mir, „sehe ich deutlich, daß die Kräfte mich verlassen. Die Natur antwortet nicht mehr wie früher auf die Anregungen meines Willens; gewaltsame Erschütterungen sind nichts mehr für meinen geschwächten Körper. Ich werde zu einem System mäßigerer Bewegung greifen".

21. Januar.

Der Kaiser ist sehr niedergeschlagen, er ist überzeugt, daß Bewegung ihn retten würde und beklagt seine Lage, die es ihm verbietet, sich Bewegung zu machen.

„Wenn ich wenigstens das Schütteln des Wagens ertragen könnte, allein mir wird übel davon; beim Reiten ist es noch schlimmer".

„Sire, wie wäre es mit einer Schaukel?", bemerkte Graf Montholon, der zugegen war.

„Richtig, eine Schaukel! Lassen Sie doch eine solche machen".

Dies geschah. Allein sie hatte keinerlei vorteilhaften Einfluß und man verzichtete bald auf ihren Gebrauch.

24. Januar.

Der Kaiser ist fortwährend in der traurigsten Stimmung; er klagt über seine Schwäche und und nervöse Gereiztheit Ich fühlte ihm den Puls!

„Nun was sagt er", frug Napoleon.

„Er sagt, daß die Kräfte zunehmen, daß das Befinden Eurer Majestät sich bessert".

„Mir widersteht alles, mir flößt alles Widerwillen ein. Ich kann die leichteste Speise nicht verdauen und soll besser werden? Doktor, ich weiß zu sterben!"

25. Januar.

Eine tiefe Melancholie hat sich des Kaisers bemächtigt, er fühlt, daß er krank, daß er sehr krank ist. Die Nerven machen ihm zu schaffen.

26. Januar.

Napoleon über Ferdinand VII von Spanien. — Die Nachrichten aus Neapel. — Die Ferdinande taugen nichts. — Napoleons Pläne inbezug auf Italien. — Erinnerungen an den ersten italienischen Feldzug. — Die Armee, deren Kommando der junge General übernahm. — Seine Vorsätze. — Louis Bonaparte und die Gräfin C.

Der Kaiser befindet sich bedeutend besser; auch ist er nicht mehr so verstimmt. Kleine Kolikanfälle machen ihm noch zu schaffen.

Vor einigen Tagen waren Detailnachrichten über die Revolution in Spanien eingetroffen. Er wunderte sich nicht sonderlich darüber, denn er hatte sie vorausgesehen und sagte:

„Dieser Ferdinand*) ist unfähig, sich selbst zu regieren,

*) Anmerkung des Uebersetzers: Ferdinand VII von Spanien hatte nach seiner Rückkehr, welche eine Folge der Siege Wellington's war, nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Verfassung von 1812 zu widerrufen und seiner Regierung eine stark reaktionäre

wie könnte er in Spanien regieren wollen! Was die Verfassung betrifft, so steht sie im Widerspruch zu den von der heiligen Allianz aufgestellten Dogmen; sie untergräbt die Vorurteile, die Interessen der Gläubigen, sie kann sich unmöglich halten. Diejenigen, welche diese Verfassung einführten, haben weder die Mittel noch die Kräfte sie durchzuführen."

Die Nachrichten aus Neapel machten einen anderen Eindruck, ja sie versetzten ihn in eine heitere Stimmung.

„Solche Nachrichten," rief er, habe ich allerdings nicht erwartet.*) Wer hätte je gedacht, daß diese maccheronai den Spaniern nachäffen, deren Grundsätze zu den ihrigen machen, mit der Bravour der Spanier rivalisieren würden! Diese Ferdinande taugen einer so wenig wie der andere;

Richtung zu geben. Die von Napoleon vorausgesehenen Aufstände waren die Folge davon. Der durch dieselben in die Enge getriebene König erklärte sich nunmehr für die Verfassung von 1812 und beschwor dieselbe. Die reaktionären Elemente der Bevölkerung waren darüber aufgebracht und richteten an den zu Verona versammelten Kongreß (1822) die Bitte, um eine Intervention zu Gunsten der absoluten Monarchie. Mit derselben wurde Frankreich beauftragt. Die französische Armee unter ihrem Führer, dem Herzog von Augoulème, zog am 24. März 1823 in Madrid ein, um erst 1828 das Land zu verlassen, welches trostlosen Verhältnissen anheimfiel, zumal Ferdinand VII eine erbarmungslose Verfolgung der Liberalen inszenierte.

*) Anmerkung des Uebersetzers: Ferdinand IV, welcher bekanntlich der Koalition von 1798 beigetreten war, flüchtete außer Landes, als die Franzosen Neapel besetzten und aus seinem Dominium die parthenopeische Republik machten. Nach dem Frieden zu Florenz 1801 kehrte Ferdinand in seine Residenz zurück. Da er sich 1805 der dritten Koalition anschloß, mußte er abermals den Franzosen sein Königtum überlassen. Napoleon übergab dasselbe zunächst seinem Bruder Joseph, dann seinem Schwager Murat. Als dieser bei Tolentino aufs Haupt geschlagen war, konnte Ferdinand wieder nach Neapel zurück: er nannte sich von da an „Ferdinand I, König beider Sizilien". Die absolutistische Regierungsform, die er einführte, hatte Aufstände zur Folge: auf diese beziehen sich die obigen Worte Napoleons.

allein es handelt sich um ihre Völker. Zwischen diesen besteht inbezug auf Energie, auf Schwungkraft ein großer Unterschied; die Neapolitaner müssen den Kopf verloren haben oder ihre Erhebung ist das Vorspiel einer allgemeinen Insurrektion. Was könnten sie gegenüber dem Beherrscher Italiens tun, wenn sie nicht durch ein großes Volk gestützt werden? Sind sie es, so zolle ich ihrem Patriotismus allen Beifall; ist es aber nicht der Fall, da beklage ich meine guten, meine geliebten Italiener, sie werden dezimiert werden, ohne daß ihr edles Blut dem Boden, auf dem sie geboren sind, Vorteil bringen wird. Die Unglücklichen sind in Gruppen verteilt, zerstückelt, getrennt durch einen Schwarm von Fürsten, welche zu nichts gut sind, als die Banden völlig zu zerreißen, als zu verhindern, daß sie sich verständigen und gemeinsam für die Freiheit in die Schranken treten. Es war dieser Parteigeist, den ich zu beseitigen suchte, ich hatte deshalb einen Teil des Landes mit Frankreich verbunden, aus dem anderen ein Königreich gemacht. Ich wollte diese lokalen Gewohnheiten, diese engbegrenzten Partei-Anschauungen ausrotten; wollte die Einwohner für unsere Gesetze geeignet machen, sie dann vereinen und sie zu dem alten italienischen Ruhme zurückführen. Ich beabsichtigte, aus diesen angesammelten Staaten eine kompakte unabhängige Macht zu schaffen, über welche mein zweiter Sohn herrschen sollte. Rom wäre die Hauptstadt geworden, ich hätte es wieder herstellen und verschönern lassen; ich hätte Murat wo anders untergebracht. Vom Meere bis zu den Alpen hätte es nur ein Reich gegeben. Ich hatte mit der Ausführung dieses Planes, den ich im Interesse des italienischen Vaterlandes entworfen hatte, bereits begonnen. Man war dabei, Rom von seinen Schuttmassen zu befreien, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, allein der Krieg, die Umstände, die Opfer, welche ich von den Völkern zu fordern gezwungen war, erlaubten mir nicht, das durchzuführen, was ich gewollt hatte. Im Jahre 1814 habe ich den Fehler wohl empfunden, den ich

begangen hatte. — Die Stunde des Unglücks hatte geschlagen, das Uebel war nicht wieder gut zu machen. Hätte ich ausgeführt, was ich wollte, ich wäre nicht gestürzt, ich wäre nicht nach der Insel Elba verbannt worden, ich wäre nicht auf diesem Felsen. Ach, Doktor, wenn ich an das schöne Italien denke, welche Erinnerungen! Ich gedenke noch des Augenblicks, da ich das Kommando über die Armee Italiens übernahm. Ich war jung, lebhaft, feurig, ich hatte das Bewußtsein meiner Kräfte. Ich sehnte mich nach Taten; ich hatte ja schon Beweise von Geschicklichkeit gegeben. Meine Jugend aber erregte Anstoß bei den alten Schnauzbärten, welche in Schlachten ergraut waren, ich bemerkte es wohl und fühlte die Notwendigkeit, diesen ungünstigen Umstand durch eine Lauterkeit der Gesinnung, welche ich nie verleugnet habe, aufzuwiegen. Ich bedurfte glänzender Taten, um mir die Liebe und das Vertrauen der Soldaten zu gewinnen. Wir marschierten. Alles stob auseinander bei unserer Annäherung. Mein Name war den Völkern so teuer, wie den Soldaten. Diese Umstände bewegten mich innerlich, ich wurde unempfindlich für alles, was nicht Ruhm war. Ich war überall von begeisterten Zurufen umrauscht, alles war zu meiner Verfügung, alles lag mir zu Füßen: ich aber dachte nur an meine braven Mitkämpfer, an Frankreich und an die Nachwelt. Die schönen Italienerinnen mochten mich noch so sehr locken, ich war für ihre Versuchungen nicht zu haben. Sie entschädigten sich bei den Herren meiner Suite. Eine von ihnen, Gräfin C. hinterließ bei unserem Durchmarsch durch Brescia meinem Bruder Louis einen Beweis ihrer Gunst, dessen er sich für lange Zeit erinnern sollte."

Der Kaiser ist heute eine zeitlang spazieren gefahren; ermüdet war er heimgekehrt und auf dem Sofa eingeschlafen. Er hatte den Tag über leider nichts genossen. Der Puls ist schwach und unruhig.

27. Januar.

Der Kaiser hatte eine sehr schlechte Nacht, der Schwächezustand ist bedenklich, der Puls schwach aber erregt, der Gesichtsausdruck finster. Ich wage es trotzdem von Medikamenten zu sprechen. Der Kaiser wurde böse und sein alter Widerwille gegen Droguen, wie er zu sagen pflegte, zeigte sich in heftigster Weise. Was er um 6 Uhr zu Mittag gegessen hatte, brach er später wieder aus.

28. Januar.

Der Blick ist fast erloschen; ein trockener Husten, lästiger Durst und ein unangenehmes Gefühl im Magen treten auf.

29. Januar.

Der Zustand ist derselbe, eine tiefe Niedergeschlagenheit hat Platz gegriffen.

30. Januar.

Der Zustand des Kaisers ist ein überaus trauriger. Ich versuchte es abermals, seinen Widerwillen gegen Arzeneien zu bekämpfen. Wenn ich schon glaubte, ich hätte ihn überredet, so war ich im nächsten Augenblick auf dem alten Fleck. Es war mir schrecklich ein Mittel bei der Hand zu haben, von dem ich wußte, daß es helfen mußte und es abgewiesen zu sehen. Meine Ueberredungskünste waren verbraucht, ich war am Ende meines Latein und tief bewegt. Napoleon bemerkte es und sagte:

„Sie sehen nicht gut aus, Doktor! Wollen Sie denn auch dem schrecklichen Klima hier zum Opfer fallen? Mut! Ich werde einen Arzt aus Europa kommen lassen, er wird Ihnen helfen."

„Ach Sire," erwiderte ich, „da müssen Sie sich beeilen, so lange es noch Zeit ist."

„So lange es noch Zeit ist? Was wollen Sie damit sagen? Ist das inbezug auf Sie oder inbezug auf mich gemeint? Soll einer von uns sterben, ehe der Arzt kommt? Bin ich es — gut! In keinem Falle will ich die englischen Aerzte, die auf der Insel sind, konsultieren. Lieber will ich leiden, als sie um mich sehen — was könnten diese Leute mir auch nützen. Ich habe mein Vertrauen in Sie gesetzt, Sie nehmen Teil an mir, ich schließe aus Ihrer eifrigen Sorge auf Ihre Anhänglichkeit, ich bin Ihnen dankbar — aber, Doktor, wenn meine Stunde schlägt, so werden weder Sie noch alle Aerzte der Welt etwas ändern können."

Er hatte die Augen gen Himmel gerichtet, der Ton seiner Stimme war feierlich. Ich verlor die Herrschaft über mich selbst und zog mich zurück.

Ein heftiges Fieber überfiel mich und ich konnte mich einige Tage lang nicht der Pflege des Kaisers widmen. Als er mich zu sprechen wünschte, machte ich mich trotz meines Zustandes auf. Ich fand ihn im Bett. Er klagte über heftige Schmerzen in der Lebergegend, das Atemholen wurde ihm schwer, der Unterleib war gespannt, Blähungen machten sich bemerkbar. Ein Lavement schaffte einige Erleichterung.

11. Februar.

Die vorige Nacht hat der Kaiser gut geschlafen, um sechs Uhr morgens nahm er eine Reissuppe zu sich. Im allgemeinen hat sich der Zustand gebessert. Ich verordnete eine bittere Mixtur.

12. Februar.

Auch heute war das Befinden besser, allein der Patient brach alles aus, was er gegessen hatte. Von meiner bitteren Mixtur wollte er nichts mehr wissen. Er nahm etwas Gelatine und die Erbrechungen hörten auf. Die Stimmung ist eine sehr finstere.

14. Februar.

Der Kaiser befindet sich besser, er hat mit Appetit gegessen, auch ist die Laune eine bessere.

15. Februar.

Der Empfang Napoleons in Venedig. — Napoleon gibt vor der italienischen Kammer Auskunft über seine Verwaltung.

Die Besserung im Befinden des Kaisers hat weitere Fortschritte gemacht.

„Waren Sie in Mailand, Doktor, zur Zeit meiner Krönung?“ frug er.

„Nein, Sire.“

„Waren Sie in Venedig als ich dort war?“

„Nein, auch nicht.“

„Venedig hatte alle seine Gondeln auf dem Meere; man kann sich keinen schöneren Anblick denken. Niemals hat das adriatische Meer einen solchen Pomp gesehen.“

„Es ist kein Wunder, daß man Ihnen huldigte, Sire. Mit der einen Hand führten Sie Ihr siegreiches Schwert, mit der anderen bauten Sie Straßen, Brücken, Kanäle und dann — Ihre musterhafte Verwaltung!“

„Sie haben Recht. Jedes Rädchen in dieser ungeheuern Maschine drehte sich. Ich gab darüber eines Tages eine Erklärung in der italienischen Kammer ab.“

Ich war neugierig, dieselbe kennen zu lernen und er reichte mir ein Schriftenbündel, in welchem ich seine Rede fand und ihm zur Erinnerung vorlas:

„Meine Herren! Ich habe mir genau Bericht erstatten lassen über den Gang der Verwaltung. Ich habe in den verschiedenen Zweigen derselben jene Einfachheit eingeführt, wie sie sich bei der Revision der Verfassung von Lyon bewährt hatte. Was gut und was schön ist, ist stets das Resultat eines einfachen, gleichförmigen Systems. Ich habe die getrennte Organisation der departementalen Verwaltung

und der Verwaltung der Präfekturen abgeschafft, weil ich mir dachte, daß wenn ich die Verwaltung dem Präfekten allein überließe, man nicht nur eine Million in den Ausgaben ersparen würde, sondern, daß die Geschäfte dadurch schneller abgewickelt werden würden. Wenn ich den Präfekten einen Beirat für Streitsachen zugesellte, so geschah es, um mich jenem Prinzipe anzuschließen, welches will, daß die Verwaltung die Tat eines Einzeln und daß die Entscheidung über streitige Materien von Mehreren getroffen werde.

Die Statuten, welche Sie soeben vernommen haben, gewähren meinen Völkern Italiens die Wohltat des Codex, bei dessen Abfassung ich selber präsidiert habe. Ich habe befohlen, den richterlichen Einrichtungen eine Organisation zu geben, welche den Tribunalen die Bedeutung gibt, die ich ihnen zu geben wünschte. Ich konnte es nicht zulassen, daß ein Prätor allein berufen wäre, über das Schicksal der Bürger zu entscheiden und daß Richter, welche vor dem Blick des Publikums versteckt waren, nicht allein über die Interessen desselben, sondern sogar über Leben und Tod des Einzelnen entscheiden sollten durch die Bestimmungen, welche Ihnen vorgelegt werden sollen, werden meine Völker aller der Vorteile teilhaftig werden, welche mit den Kollektif-Tribunalen einer öffentlichen Prozedur und einer widersprechenden Verteidigung zusammenhängen. Um meinen Völkern eine mehr ins Auge fallende aufgeklärte Rechtspflege zu sichern, habe ich angeordnet, daß die Richter, welche das Urteil sprechen werden, dieselben sein sollen, welche den Verhandlungen präsidierten. Ich habe nicht geglaubt, daß die Umstände, welche inbezug auf Italien vorwalten, die Einführung von Geschworenen zulassen. Die Richter aber sollen wie die Geschworenen ihr Urteil nach ihrer eignen Ueberzeugung fällen ohne sich dem Systeme von halben Beweisen anzuschließen; dieses kompromittiert die Unschuld häufiger als es zur Entdeckung des Verbrechens führt. Das sicherste für einen Richter, welcher den Verhandlungen präsidiert,

ist stets seine von seinem Gewissen geprüfte Ueberzeugung.

Ich habe in den Staatsfinanzen für eine geregelte Geschäftsführung gesorgt und hoffe, daß meine Völker sich dabei wohl fühlen werden, zumal ich meinen Ministern befohlen habe, daß öffentliche Berichte erstattet werden sollen. Ich habe mich einverstanden damit erklärt, daß die öffentliche Schuld den Namen „Mont-Napoléon“ erhält, um den Verpflichtungen, welche ihr innewohnen, eine neue Garantie und dem Kredit einen neuen Aufschwung zu geben.

Der öffentliche Unterricht wird aufhören, Sache der Departements zu sein. Ich habe eine Basis für ihn gefunden, auf der er Gleichmäßigkeit und eine bestimmte Richtung bekommt: diese Einrichtungen müssen von großem Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten der kommenden Generation sein.

Ich habe es für notwendig gehalten, schon von diesem Jahre an in die Verteilung der departementalen Ausgaben mehr Gleichheit zu bringen und denjenigen Departements, wie z. B. dem des Mincio und dem des unteren Po zu Hilfe zu kommen, welche durch die Notwendigkeit sich gegen Ueberschwemmungen zu verteidigen, stark in Anspruch genommen sind.

Die Finanzen befinden sich in durchaus gedeihlichem Zustande. Mein italienisches Volk ist von allen Völkern dasjenige, welches am wenigsten mit Steuern belastet ist. Neue Auflagen werde ich nicht dulden und wenn bei einigen Kontributionen Veränderungen eintreten, so geschieht es nur, um lästige Steuern zu vermindern. Das Kataster ist voller Mängel, welche sich tagtäglich zeigen. Ich werde, um dem abzuhelfen, die Hindernisse beseitigen, welche Besserem im Wege stehen.

Ich habe auch Maßregeln getroffen, um dem Clerus eine genügende Dotation zu gewähren, deren er seit etwa zehn Jahren verlustig gegangen ist und wenn ich einige Klöster einverleibt habe, so ist es doch meine Absicht, diejenigen zu beschützen, welche sich dem öffentlichen Wohle

widmen oder welche, auf dem Lande gelegen, sich an Orten befinden, an denen sie den nicht genügend zahlreich vorhandenen Clerus unterstützen. Gleichzeitig habe ich dafür gesorgt, daß die Bischöfe die Mittel besitzen, den Armen nützlich zu sein; ich erwarte, um mich des Weiteren mit der Zukunft der Geistlichen zu beschäftigen nur Berichte, welche ich eingefordert habe, um über die wirkliche Lage urteilen zu können. Ich weiß, daß viele von ihnen, namentlich diejenigen, welche in Gebirgsgegenden stationiert sind, sich in einer Notlage befinden, welcher abzuhelfen mir Bedürfnis ist.

Abgesehen von der Simplon-Straße, welche in diesem Jahre vollendet sein wird, und an welcher allein für die Strecke durch das Königreich Italien viertausend Arbeiter in diesem Augenblick tätig sind, habe ich Befehl erteilt, mit dem Bau des Hafens von Velano zu beginnen und diese wichtigen Arbeiten mit allem Eifer zu erledigen.

Ich habe nichts vernachlässigt, was auf Grund meiner Erfahrungen in administrativer Richtung meinen Völkern nützlich sein könnte. Ehe ich die Alpen wieder überschreite, habe ich einen Teil der Departements besucht, um deren Bedürfnisse kennen zu lernen.

Als Depositar meiner Autorität lasse ich hier einen jungen Prinzen zurück, welchen ich erzogen habe und welcher von meinem Geiste beseelt ist. Außerdem aber habe ich Maßregeln getroffen, um selber die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu leiten.

Es wird Ihnen ein Gesetz-Vorschlag zugehen, durch welchen meinem auf vier Jahre zum Vizepräsidenten ernannten Kanzler Melzi eine Domäne zu überweisen ist, welche seiner Familie verbleiben und seinen Deszendenten beweisen soll, wie sehr ich mit seinen Diensten zufrieden war.

Ich glaube, neue Beweise meiner beständigen Sorge um das Wohl meiner Völker in Italien gegeben zu haben und hoffe, das zu erfüllen, was sie von mir erwarten.

Ich hoffe zugleich, daß Sie Ihrerseits den Platz, den ich Ihnen in meinen Gedanken angewiesen habe, ausfüllen werden; dahin aber werden Sie nur gelangen, indem sie sich überzeugen, daß die Stärke der Waffen die Hauptstütze der Staaten ist.

Es ist Zeit, daß diese in den großen Städten müßig lebende Jugend aufhört, sich vor Strapazen und den Gefahren des Krieges zu fürchten und daß sie sich in den Stand setzt, das Vaterland geehrt nnd geachtet zu machen.

Meine Herren! Rivalisieren Sie an Eifer mit meinem Staatsrat und gewähren Sie meinem Repräsentanten die Unterstützung, welche er von ihnen erwarten darf.

Da die britische Regierung den Vorschlägen, welche ich ihr gemacht habe, ausweichend geantwortet hat und der König von England im Parlamente meine Völker beschimpft hat, sah ich die Hoffnungen wesentlich schwinden, welche ich inbezug auf eine Wiederherstellung des Friedens hatte. Inzwischen haben die französischen Geschwader Vorteile errungen, denen ich nur deshalb Bedeutung beimesse, weil sie meine Feinde von der Nutzlosigkeit eines Krieges überzeugen müssen, der ihnen nichts zu gewinnen gibt. Die Fregatten, welche auf Kosten meines Königreichs Italien gebaut wurden, haben bei verschiedenen Gelegenheiten schon gute Dienste geleistet.

Ich halte an der Hoffnung fest, daß der Friede des Kontinents nicht gestört sein wird. Auf alle Fälle aber bin ich in der Lage, den Krieg nicht fürchten zu müssen.

Ich werde, meine Herren, mitten unter Ihnen sein, sobald meine Anwesenheit für das Wohl meines Königreichs Italien notwendig ist."

19. Februar.

Vom 15. d. M. an war ein fortwährender Wechsel im Befinden des Kaisers bemerkbar. Heute waren es wiederum Blähungen, welche ihn belästigten. Fleisch zu sich zu nehmen vermag er nicht, er nimmt nur mehl- und milchige Substanzen.

20. Februar.

Aufzeichnungen über das Wetter auf St. Helena.

Allgemeines Unbehagen, trockener und ermüdender Husten. Napoleon ist sehr niedergeschlagen und ruft mir leise zu:

„Bald, bald . . . .“

„Nein, Sire, es wird bald eine Besserung eintreten.“

„Wann werden Sie endlich, Doktor, aufhören, mir Gesundheit zu versprechen?“

„Wenn sie da ist, Sire.“

„Da werden Sie auf lange Zeit hinaus versprechen müssen.“

„Wenn Eure Majestät vielleicht Mineralwasser gebrauchen wollten,“

„Glauben Sie denn, daß man das Wasser bewilligen wird?“

„Ein ablehnender Bescheid würde die Herren bloßstellen, sie würden dann einen Mordanschlag nicht in Abrede stellen können.“

„Armer Capocorsino! Wie wenig kennen Sie doch die Leute!“

„Aber wenn Ihre Gesundheit es fordert, Sire, wenn Ihr Arzt Mineralwasser verordnet, wäre es doch eine Barbarei ohnegleichen, Ihnen dasselbe zu versagen.“

„Ohne Zweifel . . .“

Der Kaiser folgte mit den Augen einer Wolke, welche sich am fernen Himmel zeigte.

„Welchen Einfluß haben die Wolken auf uns,“ frug er, „welchen Einfluß haben sie auf den, der ihre Luft einatmet? Sie müssen eine Störung des Gleichgewichtes, eine Zusammenziehung der Muskeln und damit den Tod zur Folge haben. Wir sind denselben Einflüssen unterworfen. wie andere lebende Körper. In den Gewittern spüren wir nervöse Störungen; sollte man einen Menschen in das

Reich der Wolken verpflanzen, sodaß er inmitten der Tätigkeit dieser Luftmassen leben müßte, so hieße das soviel, als ihn einer ganzen Reihe von Erschütterungen preisgeben, die mit seinem Leben schalten würden, es hieße soviel als ihn der Gewalt einer galvanischen Batterie aussetzen. Ist das so, Doktor?"

„Ich gebe es zu."

„Sie sehen, ich weiß nach manchen Richtungen hin Bescheid. Einem Manne z. B., welchen man in ein Dampfbad tun würde, indem man dem Dampfbade plötzlich eine enorme Hitze folgen ließe, würde es ebenso ergehen, wie einem feuchten Körper, den man dem Feuer aussetzt: er wird sich hin und her winden und bald seine Kräfte erschöpft haben. Glauben Sie es nicht auch, Doktor?"

Ich glaubte zu bemerken, wo der Kaiser hinaus wollte und sagte, daß ähnliches nur in einem durchaus schädlichen Klima möglich wäre, in welchem die Temperatur plötzlich von der Kälte zur Hitze überspringt, in welchem fortwährend reichlicher Regen fällt.

Er ließ mich nicht ausreden.

„Geben Sie doch einmal," sagte er, „das Buch her, welches Sie auf dem Sekretär liegen sehen; es wird Ihnen über das Klima, von welchem Sie reden, Aufschluß geben. Wir haben heute den 20. Februar, wieviel erträgliche Tage hatten wir denn?"

„Dieses Jahr allerdings, Sire . . ."

„Schlagen Sie nur die erste beste Seite, z. B. aus dem Jahre 1817 auf und lesen Sie, ich höre zu. Lesen Sie die Monatsberichte, ich will Sie über das Klima aufklären, dem ich hier ausgesetzt war."

Ich las:

Meteorologische Beobachtungen, gemacht zu Longwood, während der Jahre 1816 und 1817, Monat Februar:

Am 1. morgens: 68, mittags 71, abends 69 Grad Fahrenheit, viel Regen, schönes Wetter und Wind.

2.: $66^1/_2$	70	68	Wind, Regen und Nebel.
3.: $66^1/_2$	69	$67^1/_2$	ebenso wie gestern.
4.: $66^1/_2$	70	68	" " "
5.: 67	72	69	am Morgen schönes Wetter am Abend Regen.
6.: $67^1/_2$	70	$67^1/_2$	Wind. Im allgemeinen schönes Wetter.
7.: 67	70	67	ebenso.
8.: $66^1/_2$	70	68	leichter Regen.
9.: $67^3/_4$	73	69	etwas Wind, schönes Wetter.
10.: 68	73	69	leichter Wind, schönes Wetter.
11.: 69	69	$68^1/_2$	Wind, Regen und Nebel.
12.: 67	69	$68^1/_2$	ebenso.
13.: 67	69	67	ebenso.
14.: 67	69	$67^1/_4$	ebenso.
15.: 67	69	67	ebenso, abends starker Regen.
16.: 66	69	$67^1/_2$	Nebel, heftiger Regen.
17.: 67	72	69	etwas Wind, schönes Wetter.
18.: $66^1/_2$	74	$68^1/_2$	ebenso.
19.: 68	71	69	starker Regen.
20.: 68	71	68	viel Nebel, Regen und Wind.
21.: $67^1/_2$	69	68	starker Regen nnd Nebel.
22.: 68	72	69	leichter Wind, starker Regen.]
23.: 68	69	69	etwas Wind, starker Regen und Nebel.
24.: 68	70	68	leichter Wind, Regen und Nebel.
25.: $67^1/_4$	70	68	schönes Wetter.
26.: $67^1/_4$	72	$68^1/_2$	schönes Wetter, etwas Wind.
27.: 68	71	68	schönes Wetter, starke Brisen.
28.: 67	70	68	sehr starker Wind, Regen und Nebel.

„Nun, Doktor, was sagen Sie?"

„Es kann doch nicht jeder Monat so schlecht gewesen sein, Majestät.

„Da fahren Sie nur fort. Lesen Sie nur den Monat März, das ist einer der schönsten Monate, die wir auf St. Helena haben."

Ich las:

Monat März:

1.:	68	69	68	Wind, Nebel und Regen.
2.:	67½	70	68	ebenso.
3.:	67½	71	69	frische Brisen und Nebel.
4.:	67½	72	69	frische Brisen Nebel und Regen.
5.:	67	71	67	frische Brisen, trübe, etwas Regen.
6.:	66½	72	68	mäßiger Wind, schönes Wetter.
7.:	67	71½	69	Wind, Regen, Nebel.
8.:	67½	72	70	ebenso wie gestern.
9.:	69	71	69	etwas Wind, trübe, Regen.
10.:	68	73½	71	etwas Wind, schönes Wetter.
11.:	69	73	71	im allgemeinen schönes Wetter, etwas Wind.
12.:	69	73	70	frische Brisen, Nebel und Regen.
13.:	69½	71	69	frische Brisen, Nebel und etwas Regen.
14.:	68	72	68	schönes Wetter, starker Wind.
15.:	68	71	69	Wolkig aber sonst schön.
16.:	68½	73	70½	leichter Wind, Regen und Nebel.
17.:	69	73	70	ebenso wie gestern.
18.:	69	74	71	etwas Wind, schönes Wetter.
19.:	70½	72	69	Wind, Nebel, ab und zu Regenschauer.
20.:	68	69½	67½	Wind, Nebel, starker Regen.
21.:	67	70	67½	ebenso wie gestern.
22.:	67½	69½	68½	leichter Wind und Regen.
23.:	68	69	68	leichter Wind, Regen und Nebel.
24.:	67½	71	68½	sehr starker Wind bei schönem Wetter.
25.:	68½	73½	71	Regnerisches Wetter.
26.:	69	71	69	Regen.
27.:	69	72½	70	Regen.
28.:	69	71	68	am Morgen Regen, am Abend schönes Wetter.
29.:	67	72	70½	schönes Wetter.
30.:	69	70	69	etwas Regen.
31.:	69	71	70	am Morgen trübe, am Abend Regen.

„Nun Doktor, wie ist es? Wissen Sie jetzt über das Klima Bescheid?"

„Aber, Sire" . . .

„Was wollen Sie mit Ihrem ‚aber'?"

„Euer Majestät sind dem gewachsen; Sie werden nicht daran sterben".

„Ich glaube, Doktor, die Hoffnung ist das einzige Arcanum, welches Sie mir beibringen".

21. Februar.

Ein Reskript Bonaparte's aus der Zeit des ersten italienischen Feldzuges, Medizinalangelegenheiten betreffend.

Derselbe Zustand wie gestern. Napoleon will Schildkröte à l'anglaise essen. Pillen zu nehmen, weigert er sich; er wird unwillig und ich bemerkte ihm, ich müßte die Pillen verordnen.

„Auf Befehl also?"

„Jawohl, Sire".

„Auf wessen Befehl? Welche Dreistigkeit!"

Ich war grade dabei, in einem Schriftstück zu blättern und um der Unterhaltung eine andre Richtung zu geben, las ich:

„Mailand den 22. Termidor des Jahres V (9. Aug. 1797). Der General en chef befiehlt:

Artikel 1. Der Brigarde-General Point ist zum Inspekteur der Hospitäler zwischen der Brenta und dem Mincio ernannt.

Artikel 2. Der General Dessaules ist zum Inspekteur der Hospitäler zwischen Isonzo und Brenta ernannt.

Artikel 3. Der General Vignolles ist zum Inspekteur der Hospitäler zwischen dem Ticino und dem Mincio ernannt.

Artikel 4. Sie werden sich sofort in Bewegung setzen, um sämtliche Hospitäler zu inspizieren. Sie werden sich von der Zahl der Kranken, der Moralität der Beamten auch über die Klagen unterrichten, welche die Kranken haben könnten. Sie sind bevollmächtigt, sofort diejenigen

Beamten verhaften zu lassen, gegen welche Klagen vorliegen. Sie werden sich von den Vorräten in den Apotheken überzeugen und von dem, was jedem Beamten zusteht, sei es inbezug auf den Sold, sei es inbezug auf die Abmachungen, welche die Unternehmer mit ihnen abgeschlossen haben.

Artikel 5. Sie werden den Kriegskommissaren, welche mit dem Dienst der Hospitäler betraut sind, einschärfen, daß keinerlei Räumungen stattfinden sollen, daß aber in jeder Stadt die Anzahl der Hospitäler der Anzahl der Kranken entsprechen sollte. Sie werden sich darüber vergewissern, daß der Arzt über den pünktlichen Ausführungen seiner Verordnungen wacht". —

„Nun", unterbrach mich der Kaiser, „das ist doch gewiß nach Ihrem Geschmack, Doktor? Jedenfalls haben Sie einen Beweis dafür, wie sehr ich für unsere Hospitäler und die Verwundeten Sorge trug."

26. Februar.

Der Kaiser, der sich seit dem 21. sichtlich gebessert hatte, ist von neuem schwer erkrankt: trockener Husten, Erbrechen, Hitze in den Eingeweiden, allgemeine Unruhe, brennender Durst.

27. Februar.

Der Kaiser erinnert sich seiner Unterbefehlshaber aus dem ersten italienischen Krieg. — Steingel, Mireur, Caffarelli, Sulkowski, Guibert. — Ein Bericht Guibert's.

Das Befinden des Kaisers ist noch schlechter als gestern. Der Husten ist noch heftiger geworden, die Erbrechungen haben erst gegen sieben Uhr morgens aufgehört. Ich verordne beruhigende, lösende Getränke und ein Fußbad; das letztere hat gute Dienste getan. Napoleon hat den ganzen Tag über nur drei Mal etwas Suppe genossen, zwei frischgelegte Eier, ein wenig dünnen Brei und ein Glas stark

mit Wasser verdünnten Rotwein. Er schlief den Tag über vier Stunden hintereinander, gegen Abend ging er in ein anderes Zimmer und legte sich in ein anderes Bett. Zwei Löffel einer lösenden Emulsion linderten den Husten; das Befinden bessert sich. Das Gedächtnis belebt sich wieder mit Bildern der Vergangenheit; Napoleon spricht von den tapferen Männern, welche bei den Erfolgen seines militärischen Debuts mitgewirkt haben.

„Steingel war hitzig, unermüdlich, er war wie der Teufel hinter den Oesterreichern her; keine Trümmerstätte ließ er ununtersucht. Mireur! Das war der richtige Vorposten-General. Er liebte die Gefahren, sein Schlaf war unruhig, wenn er nicht wußte, daß ihm gegenüber der Feind stand. Caffarelli war eben so brav, schlug sich aber nur wenn er dazu genötigt war. Er liebte den Ruhm, aber mehr noch seine Leute. Der Krieg galt ihm nur als Mittel, den Frieden zu erlangen ..."

Napoleon ging dann auf Offiziere über, die weniger hervorragendes geleistet hatten. Er rühmte den Mut des einen, die Fähigkeiten des anderen und sprach längere Zeit über zwei Helden, deren Verlust er lebhaft bedauerte: Sulkowski und Guibert. „Der erste war ein Pole, von großer Kühnheit, kenntnisreich und talentvoll. Er sprach alle Sprachen Europa's, ein Hindernis kannte er nicht. Der zweite, geschmeidig, maßvoll und geschickt, zeigte sich in seinen Unterhandlungen als kluger Diplomat".

Hier haben Sie einen Bericht desselben. Er reichte mir ein Schriftstück und ich las:

„Kairo, im November 1798. Am 2. bei Tagesanbruch verließ ich Abukir, um mich an Bord der englischen Flotte zu verfügen. Ein einziges Schiff lag auf der Rhede, es war die „Swiftshure", befehligt von Mr. Lallowell. Eine Schaluppe kam mir entgegen. Ich fragte an, ob das vom Kommodore Hood befehligte Schiff in diesen Gewässern anzutreffen wäre. Man antwortete mir verneinend: Kommodore Hood kreuze vor Alexandrien, Mr. Lallowell

aber ließe mich bitten, mich an Bord der „Swiftſhure“ zu verfügen. Lallowell empfing mich ſehr kalt, wohl deshalb, weil ich in Begleitung eines Türken war. Ich ſetzte ihm in einfachen Worten die Veranlaſſung zu meinem Auftrage an Mr. Hood auseinander. Er antwortete mir, daß Haſſan Bey den Türken nicht empfangen, mein Schritt alſo unnötig ſein würde.

„Sie werden mir trotzdem erlauben, mein Herr, daß ich mich zu Mr. Hood verfüge“.

Er erwähnte nun, daß er dem Kommodore ſelber etwas ſehr Intereſſantes mitzuteilen hätte, daß der „Zealous“ ſich nähere. Er ſchlug mir vor, bei ihm zu verbleiben, wir würden uns dann gemeinſchaftlich zum Kommodore verfügen.

Es wurde ein Frühſtück aufgetragen und die Unterhaltung angenehmer. Herr Lallowell erinnerte ſich alter Beziehungen zu meiner Familie. Er ſagte mir, daß er ſeit ſieben Wochen keine Nachrichten von Europa hätte, und ſprach mit großer Zuverſicht von den feindlichen Abſichten der Türkei.

„Die Nachrichten,“ erwiderte ich ihm, „welche unſer General en chef auf dem Landwege von Konſtantinopel zu bekommen pflegt, ſtimmen nicht mit dem überein, was Sie ſagen.“

„So? Bekommt Ihr General häufig Nachrichten von Konſtantinopel?“

„Jawohl.“

Er lächelte und bemerkte:

„Sie können doch unmöglich daran zweifeln, daß der Paſcha von Rhodos auf Befehl ſeiner Regierung vor Alexandrien iſt!“

Ich war im Begriff zu antworten, als er fortfuhr:

„Wir waren in Rhodos als er gezwungen wurde, hierher zu kommen.“

„Gezwungen?“

Ich mußte lächeln.

„Ja, auf Befehl der hohen Pforte.“ —

Ich verfolgte das Gesprächsthema nicht weiter, er zeigte mir Ihren Brief an den Bürger Talleyrand, den Sie beauftragt haben, dem Großherrn über die Ereignisse in Aegypten Nachricht zu geben, auch die Einzelheiten über die Schlacht von Abukir mitzuteilen und zu erwähnen, daß uns 22 Schiffe im mittelländischen Meere verbleiben.“

„Herr de Talleyrand,“ bemerkte jener wegwerfend, „ist garnicht nach Konstantinopel gelangt, auch hätte er dort nicht mehr Ihre guten Freunde, den Großvezier und den Reis-Effendi angetroffen, da dieselben weggejagt waren.“

Ich tat, als hätte ich nicht recht verstanden und Lallowell begann von dem russischen Geschwader zu sprechen, welches Admiral Ochkoff kommandierte.

„Wo ist es?“ frug ich.

„Vor dem Golf von Venedig; es wird bald Ihre Inseln angreifen.“

„Wir können,“ rief ich, „an die Existenz eines solchen russischen Geschwaders im mittelländischen Meere nicht glauben. Sie sollen aber im Interesse der Koalition anraten, daß das Geschwader sich zeige.“

„Nun, Sie haben doch,“ erwiderte Mr. Lallowell in gereiztem Tone, „zwei russische Fregatten gesehen. Wenn Rußland in diesen Gewässern nicht mehr Schiffe hält, so liegt das in seinem Operationssystem.“

Die Unterhaltung wandte sich nunmehr einigen unserer Seeoffiziere, namentlich dem Kontre-Admiral Villeneuve, zu.

„Haben Sie nicht,“ frug ich, „eins oder das andere von den vier Schiffen genommen, welche ihn begleiteten?“

„Nein! Der ‚Heureux‘ hatte das Glück uns zu entschlüpfen und nach Korfu zu gelangen, die anderen sind in Malta.“

„Und die ‚Justice‘?“

„Ohne Zweifel auch diese.“

„Ich habe einen Vetter an Bord der ‚Justice‘. Wenn er Ihr Gefangener wäre, so hätte ich Sie um die Erlaubnis

gebeten, ihm einige Fonds zustellen zu dürfen; er gehört einer reichen Familie an."

„Warten Sie, warten Sie," rief er, „ich glaube . . . ich besinne mich jetzt, die ‚Justice' ist ja untergegangen. Wie ist denn der Name Ihres Verwandten?"

Ich gab ohne Zaudern irgend einen beliebigen Namen an. Lallowell sprach mir auch von einem aufgefangenen Briefe, welcher von Toulon aus an Sie adressiert gewesen wäre. Es war darin der Abgang einiger Kauffahrteischiffe gemeldet; dieselben sollten absegeln, sowie die Engländer nicht mehr vor dem Hafen kreuzten — Nelson war ja da!"

Herr Lallowell versicherte mir, daß einige Ihrer Depeschen von den Türken aufgefangen wären und behauptet, daß Ibrahim Aga nur ein verkleideter Diener wäre — so habe Hassan Bey ihm gesagt.

„Der General Bonaparte," antwortete ich ihm, „schickt unter Parlamentär-Flagge nur Leute, die allgemein bekannt sind. Ibrahim Aga gehörte zu dem Gefolge des Paschas von Konstantinopel."

Ich erzählte von den Beziehungen der Türken zu den Arabern, erzählte von den Scheiks von Edku und Elfini, die erschossen worden waren. Ich fügte hinzu, daß Sie von allem bestens unterrichtet wären.

Lallowell sprach sodann von der Aufstellung eines Korps von 50000 Griechen; ich war sogleich mit der Bemerkung bei der Hand, daß diese Griechen sich uns zugesellt hätten. —

Jetzt erschien Hassan-Bey, begleitet von einem, den Engländern ergebenen Türken.

Lallowell war allem Anschein nach erstaunt über das Erscheinen des Bey. Wir setzten unsere Promenade, indem wir miteinander plauderten, fort. Mohamed trat auf Hassan zu, wartete einige Augenblicke und unterbrach uns dann plötzlich: er zog den bewußten Brief aus der Tasche und frug mich, ob er denselben abgeben solle. Lallowell blieb ganz erstaunt stehen und fixierte den Bey.

„Nein, Mohamed", sagte ich, „Sie werden den Brief nur in Gegenwart des Kommodore Hood abgeben. Sie sehen, mein Herr", wandte ich mich wieder an Lallowell, daß es nur von dem Willen des Mr. Hood abhängen wird, ob Hassan den Brief bekommen soll".

Er bat, während er sich entfernte, um die Erlaubnis, den Bey herbeirufen zu dürfen. Ich tat, als ob mich diese Dinge nichts angingen, Hassan-Bey kam zurück, sprach mir von dem Kriege, welchen die hohe Pforte uns erklärt hätte und sagte mir ferner, daß England und Rußland uns vereinigt angreifen würden. Ich bemerkte ihm auf italienisch: „Glauben Sie denn etwa, daß die Pforte sich jemals mit Rußland, ihrem natürlichen Feinde, vereinigen werde?" Ich wiederholte ihm, daß Sie auf dem Wege über Syrien in lebhafter Korrespondenz mit Konstantinopel stünden und daß der Großherr es wisse. Der Türke, welcher den Bey begleitete, sagte mir mit einem wilden Feuer in seinen Augen, daß auf Rhodos 146 Franzosen in Eisen säßen und daß diese Maßregeln in allen Paschaliks eingeführt würden.

„Dieselben werden eines Tages vom Großherrn abgeleugnet werden, bemerkte ich, Hassan-Bey wird wissen, daß in Aegypten die Religion respektiert wird und die Moscheen unberührt blieben." Er möge die Proklamation des Divan lesen, dann würde er wohl in den Franzosen die Verbündeten der hohen Pforte erkennen. Ich überreichte ihm eine Proklamation, die er annahm, ohne sie jedoch zu lesen.

Mr. Lallowell schlug mir vor, sein Schiff zu besichtigen; ich nahm es an. Ein französischer Emigrant als Steuermann angestellt, trat in der ersten Batterie auf mich zu. Er fragte, ob es wahr wäre, daß 50000 Griechen zu uns gestoßen wären, er fügte mit gedämpfter Stimme hinzu, daß die Araber, welche täglich an Bord kämen, so viel lächerliche Dinge erzählt hätten, daß man ihnen keinen Glauben mehr schenke. Er sagte mir auch, es befänden sich elf gefangene Franzosen an Bord. Ich äußerte den Wunsch, dieselben zu sehen.

Es waren Soldaten, von der 4. leichten Halbbrigade; ich frug sie, ob es ihnen den Umständen nach gut ginge. „Wir bekommen nur halbe Rationen", antworteten sie. Ein Offizier trat an mich heran und fügte hinzu, die gesamte Schiffsmannschaft bekäme nur halbe Rationen. „Ich glaube es wohl, mein Herr, antwortete ich ihm, auch wir teilen ja stets mit unseren Gefangenen". —

Das Schiff des Kommodore Hood war noch ziemlich weit entfernt. Mr. Lallowell ließ zu Tisch bitten. Er sprach vom Frieden, vom Ehrgeiz unserer Regierung und meinte schließlich, wir wären es, die den Frieden nicht wollten. Ich erinnerte ihn flüchtig daran, daß wir, die Besieger der festländischen Mächte, doch stets den Frieden angeboten hätten, daß Sie, General noch unlängst, als Herr von Steyermark, Kärnthen und Krain, dem Erzherzog Karl einen Brief geschrieben hätten. Diesen Brief wäre ich, wenn er ihn anhören wolle, in der Lage vorzulesen. Ich las:

„Herr Obergeneral! Die braven Soldaten, die sich bekämpfen, wünschen den Frieden: währt dieser Krieg nicht schon sechs Jahre? Haben wir nicht der tiefbetrübten Menschheit schon genug Leid angetan? Europa, welches gegen die französische Republik sich in Waffen erhoben hatte, hat die Waffen niedergelegt. Ihre Nation allein verharrt im Kriegszustande und es soll mehr als je Blut fließen. Dieser sechste Feldzug kündigt sich an durch verhängnisvolle Zeichen. Wie der Ausgang auch sein möge, es werden von beiden Seiten Tausende von Menschen getötet werden und doch wird man gezwungen sein, sich schließlich zu verständigen, denn alles hat ein Ende, selbst der Haß.

Das Direktorium der französischen Republik hat seiner Majestät dem Kaiser den Wunsch zu erkennen gegeben, dem Kriege, der beide Völker in Verzweiflung versetzt, ein Ende zu machen. Die Einmischung des Londoner Hofes aber verhindert alles. Sollte es denn keinen Weg geben, uns zu verständigen? Ist es nötig, daß wir, um der Interessen

eines Volkes Willen, welches vom Elend des Krieges verschont blieb, fortfahren, uns gegenseitig zu vernichten? Sie, Herr Erzherzog, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen sind erhaben über den kleinlichen Leidenschaften, welche nicht selten Minister und Regierungen erfüllen, wären Sie nicht Willens, als Wohltäter der gesamten Menschheit, als der Wohltäter Deutschlands aufzutreten? Glauben Sie deshalb ja nicht, daß ich der Meinung wäre, Sie vermöchten Deutschland nicht durch die Gewalt der Waffen zu retten: in der Voraussetzung aber, daß Ihnen die Chancen des Krieges glücklich wären, Deutschland würde darum doch schrecklich zugerichtet werden. Was mich betrifft, Herr Obergeneral, ich würde, wenn die Eröffnungen, welche ich die Ehre habe Ihnen zu machen, einem einzigen Mann das Leben retteten, stolzer auf die Bürgerkrone sein, welche ich verdient zu haben glauben möchte, als auf den traurigen Ruhm, welche militärische Erfolge mir eintragen könnten."

Ich schwieg.

„Gut, gut", sagte Herr Lallowell, auf welchen der Brief einigen Eindruck gemacht zu haben schien, „auf das Wohl eines für beide Nationen ehrenwerten Frieden!" —

Wir stießen mit den Gläsern an.

Es war fünf Uhr als wir, die Herren Lallowell, Hassan-Bey und ich uns einschifften, um uns an Bord des Admiralschiffes zu verfügen. Um acht Uhr erst trafen wir ein. Mr. Hood empfing mich kälter noch als Herr Lallowell es getan hatte; er ließ mich eintreten und plauderte zunächst längere Zeit mit dem Kapitän und dem Bey. Als er wieder eintrat, sagte ich ihm:

„Sie wissen, Kommodore, weshalb ich zu Ihnen geschickt wurde?"

„Ja, aber Hassan-Bey wird den Brief des Herrn Bonaparte nicht erhalten".

„Er würde ihn heute Morgen bekommen haben, wenn Sie es erlaubt hätten".

„Der Türke kann ja den Brief vorweisen. Hassan-

Bey mag ihn annehmen oder nicht, es steht in seinem Belieben".

Mohamed überreichte den Brief. Hassan-Bey nahm ihn an und erbrach ihn. Der englische Dolmetscher näherte sich; sie lasen ihn, indem sie zuweilen ironisch lächelten. Auch Mr. Hood gab sich den Anschein, als gäbe es etwas zu lachen.

„Ich war sehr erstaunt", sagte er mir, „über den Türken, welchen der General mir unter türkischer Parlamentär-Flagge schickte. Zweifeln Sie denn wirklich an der Kriegs-Erklärung, welche die Pforte an Sie gerichtet hat? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie wirklich existiert. Und was tut der Herr Bonaparte?" —

„Er ist nach Suez abgereist, nachdem er von dort einen Kourier empfangen hatte; er hat einen Bündnis-Vertrag mit den Arabern des Sinai und den Fürsten des Libanon abgeschlossen". —

Ich hatte zwar schon nebenher von der Ankunft von Transportschiffen in Suez zu einigen Offizieren gesprochen, jetzt frug ich Herrn Hood, ob er schon seit lange ohne Nachrichten aus Europa wäre.

„Es sind schon mehr als sieben Wochen; ich erwarte täglich Nachrichten. Ich werde mich beeilen, dem Herrn Bonaparte die Zeitungen zuzustellen. Der General Manscoure hat mich schon nach Briefen fragen lassen ... durch einen sehr liebenswürdigen Parlamentär, fügte er lachend hinzu. Ich werde diejenigen Briefschaften, welche gleichgiltig sind, abgeben lassen".

„O! Sie sind sehr gütig, das ist durchaus unnötig. Seit Anfang September fährt alle fünf oder sechs Tage ein Schiff nach Frankreich. Schon verschiedene Offiziere und Adjutanten des General en chef sind mit demselben expediert worden."

„In der Tat?"

„Gewiß. Sie müssen mehrere genommen haben. Haben Sie den Bruder des General Bonaparte nicht abgefangen?"

„Wie, den Bruder des Herrn Bonaparte?“

„Ja, er ist von Alexandrien vor fünfundzwanzig oder dreißig Tagen abgereist“.

Hood frug mich sodann, ob ich von Abukir gekommen wäre und ob ich von dem Briefe Kenntnis hätte, welchen ihm der General-Adjutant Descalles geschrieben hätte. Er teilte ihn mir mit und fuhr dann fort:

„Meine Absicht ist, mich Ihnen gegenüber gerade so zu verhalten, wie Sie sich uns gegenüber verhalten werden. Sie werden einsehen, daß ich Sie ja nicht zu empfangen brauchte; ich bin sogar erstaunt, daß Herr Lallowell Ihnen erlaubt hat, den Bord seines Schiffes zu betreten, da Sie von Abukir kamen“.

Ich antwortete, ich wäre von Rosette abgereist, wäre aber gezwungen gewesen, infolge des Zustandes der Nil-Mündung über Abukir zu gehen: daß es übrigens für uns gefährlich sein könnte, wenn Parlamentäre sich in ein Fort verfügten, daß sie auskundschaften könnten, während es von keinerlei Bedeutung sein könnte, wenn sie, von da und da kommend, sich an Bord eines beliebigen Schiffes verfügten.

„Wenn ich Ihnen Briefe zugehen lasse“, begann Mr. Hood wieder, „folge ich nicht dem Beispiel Ihrer Regierung, welche befohlen hat, daß alle an Engländer adressierten und aus irgend einem Schiff weggenommenen Briefe nach Frankreich geschafft werden sollen. Sie führen Krieg wie es nie zuvor Sitte war, wir werden es machen wie Sie, wir werden Ihnen nachahmen“.

„Ich glaube, Herr Kommodore, daß unsere beiderseitigen Regierungen sich inbezug auf diesen Punkt nichts vorzuwerfen haben. Was den General Bonaparte betrifft, so war seine Art: den Krieg zu führen, stets loyal und den Ansprüchen der Menschlichkeit entsprechend“.

Ich erzählte ihm sodann von den Rücksichten, welche Sie, Bürger-General, bei der Belagerung von Mantua für den Marschall Wurmser an den Tag gelegt hätten:

daß Sie diesem General alle möglichen Erfrischungen für seine Kranken zugeschickt hätten, ein Edelmut, der den alten General in Erstaunen versetzt hätte. Ich sprach von der Menschlichkeit, mit welcher die beiden kriegführenden Nationen ihre Gefangenen behandelt hätten und fügte hinzu, daß es Ihre Absicht wäre, den Engländern alles zugehen zu lassen, was ihnen angenehm, und was ihnen fehlen könnte.

Mr. Hood schien von dieser Höflichkeit überrascht, dankte mir und sagte, es fehle ihm an nichts.

Ich fuhr dann fort, indem ich dem Kommodore Ihren Wunsch unterbreitete, daß der erste Parlamentär, welchen Sie schicken würden, nach Rosette ginge.

„Mir scheint es", rief er mich unterbrechend, „es wäre doch einfacher, ihn nach Alexandrien zu schicken".

„Der General wünscht", warf ich ein, „daß Sie die Güte hätten, ihn nach Rosette zu dirigieren; Befehle sind gegeben, daß der Parlamentär von dort nach Kairo geleitet werde. Der General wünscht auch, daß Sie einen intellegenten Herrn, dem Sie Vertrauen schenken, expedierten".

„Gut, das werde ich tun". —

Ich benutzte die Gelegenheit, um einem protestantischen Geistlichen, welcher den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, die Pyramiden zu sehen, das Anerbieten zu machen, sich mir anzuschließen. Ich fügte hinzu, daß ich ihn zurückbringen würde.

In diesem Augenblick näherte sich der englische Dolmetscher dem Kommodore, um ihm Ihren Brief an Hassan-Bey zu übersetzen. Mr. Hood tat so, als käme ihm der Inhalt lächerlich vor. Der Dolmetscher trat auf mich zu und sagte mir, Hassan-Bey habe eine französische Brigg weggenommen und die Bemannung in Ketten gelegt.

„Mohamed", antwortete ich ihm, „ist der Ueberbringer des Briefes: an ihn sollte diese Antwort gerichtet werden".

„Hassan-Bay wird weder mündlich noch schriftlich antworten".

Mr. Lallowell benachrichtigte mich, daß die Schaluppe bereit wäre. Ich verabschiedete mich von Mr. Hood, der mir Empfehlungen, an Sie, General, auftrug.

Als wir in der Schaluppe Platz genommen hatten, sagte mir Mr. Lallowell:

„Sie müssen in der Nähe von Kairo vor etwa drei Tagen ein Gefecht gehabt haben".

„Mit wem?" frug ich, „Murad ist ja soeben von General Desaix aufs Haupt geschlagen worden".

„Ich weiß wohl. Nun Sie werden ja sehen."

Er fügte hinzu, daß ein Türke, den ich in der Umgebung des Mr. Hood gesehen haben müßte, ein Abgesandter des Großherrn wäre; derselbe wäre beauftragt, Geschenke zu verteilen und mit dem Admiral sich über gewisse Unternehmungen zu einigen.

Ich muß sagen, daß trotz der ostentatiösen Freundlichkeit, welche die Engländer sich bemühen, dem alten Pascha von Rhodos und seinem Gefolge zu erweisen, sie keinerlei Sympathien für diese Leute haben. Mr. Lallowell sagte mir, Hassan-Bey habe ihm eines Tages sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß die französischen und englischen Parlamentäre in höflichen Formen miteinander verkehrten: bei ihnen riskierten solche Abgesandte stets ihr Leben. Mr. Lallowell hatte ihm, wie er sagte, erwidert, wir wären keine Barbaren.

Wir waren um Mitternacht wieder an Bord der „Swiftshure", es war gefährlich zu dieser Stunde, infolge der vielen in See befindlichen Schaluppen, abzureisen. Ich nahm also das Anerbieten an, mit Herrn Lallowell ein und dieselbe Kabine zu teilen: am anderen Morgen verließ ich ihn.

Ein Offizier sagte mir, man erwarte den Admiral Nelson. Ich bemerkte ihm, daß mir Mr. Lallowell nichts davon gesagt hätte. —

Sie werden, mein General, über den Eindruck urteilen, welchen der letzte Parlamentär des General Manscourt

hervorgerufen hat. Sie wissen, daß er sich anschickt, einen weiteren Parlamentär zu schicken; der letztere scheint mit Mr. Hood einen kleinen Auftritt gehabt zu haben. Von diesen Leuten werden Schlüsse auf die Nation und den Geist der Armee gezogen.

Ich kann Ihnen, General, auch nicht verschweigen, daß der Marine-Offizier, welcher mich begleitete, mich wohl zwanzig Mal hat über ihn erröten machen und daß ich häufig mich bemühen mußte, seine Indiskretionen wieder gut zu machen.

Auch habe ich Ihnen mitzuteilen, daß die Mobilmachung der Division kein Geheimnis mehr ist; richten Sie Ihr Augenmerk auf Alexandrien: die Engländer scheinen gut über alles unterrichtet zu sein, was dort passiert. Gruß 2c. Guibert."

28. Februar.

Der Kaiser hatte eine leidlich gute Nacht, befindet sich überhaupt heute besser. Er ist bei Tagesanbruch aufgestanden und hat, obwohl sehr schwach, eine Spazierfahrt gemacht.

1. März.

Die Nacht war ruhig; die Verdauung ist aber leider noch immer vollkommen gestört. Napoleon machte eine Spazierfahrt. Er ist verstimmt und traurig; der trockene Husten plagt ihn sehr. Uebelkeit und Erbrechen schwächen ihn mehr und mehr.

2. März.

Der Kaiser über Marie Louise. — Ueber ihre Niederkunft.

Der Kaiser hatte eine recht gute Nacht, er ist heute zweimal spazieren gefahren. Er war heute sehr gesprächig, sprach auch viel von Marie Louise.

„Ihre Niederkunft", sagte er, war sehr schwer. Ich darf sagen, daß sie ihr Leben hauptsächlich meiner großen Fürsorge verdankte. Ich hatte mich gerade im Nebenzimmer für einen Augenblick der Ruhe überlassen, als Dubois eintrat und mich von bevorstehender Gefahr unterrichtete. Er war ganz erschreckt: das Kind hätte eine schlechte Lage; er wußte nicht aus noch ein; ich mußte ihn beruhigen und frug ihn, ob er nie etwas ähnliches gesehen hätte.

„O gewiß", antwortete er, „aber in tausend Fällen vielleicht einmal. Daß dieser außerordentliche Fall gerade inbezug auf die Kaiserin eintritt, ist mir schrecklich!"

„Vergessen Sie, daß Sie einer Kaiserin beistehen. Behandeln Sie Marie Louise, als wäre sie eine Krämerfrau aus der Rue St. Denis: das ist alles, was ich von Ihnen verlange".

„Soll ich zur Zange greifen? ... Wen soll ich schlimmsten Falles retten ... die Mutter oder das Kind?"

„Die Mutter; sie hat das Recht dazu".

„Ich verfügte mich wieder zu meiner Frau, beruhigte sie und stützte sie: so wurde sie endlich entbunden. Das Kind war da und lebte ... das unglückliche Kind!"

Napoleon, tief ergriffen, hielt inne. Ich zog mich in aller Stille zurück.

3. März.

Der Kaiser machte heute zweimal eine Spazierfahrt. Er aß nur sehr wenig und ohne allen Appetit, der trockene Husten hält an.

4. März.

Napoleon über Musik.

Abnahme der Kräfte. Napoleon versuchte zweimal in den Wagen zu steigen: es ging nicht und er verfügte sich zu Bett. Er ißt etwas, aber ohne allen Appetit.

Später, gegen Abend, nahm er zwei beruhigende Pillen; es kam zu einer kurzen Unterhaltung und zwar über die

schönen Künste. Einer der Teilnehmer sprach geringschätzig über die Musik.

„Die Musik", bemerkte ihm der Kaiser, „ist doch unter allen Künsten diejenige, welche am meisten auf die Leidenschaften einwirkt; es ist diejenige Kunst, welche ein kluger Gesetzgeber am meisten ermuntern sollte. Eine wohlgesetzte Kantate wirkt stets ergreifend, besänftigend, kein andres Werk der Kunst hat einen solchen Einfluß auf uns".

5. März.

Der Kaiser hat die Nacht leidlich verbracht, obwohl er fast garnicht geschlafen hat; er ging etwas aus, fühlte sich wohler und nahm einige Pillen. Am Nachmittage fuhr er 3 Stunden lang spazieren. Er hat fast garnichts zu sich genommen, die Hautfarbe ist fahl wie die einer Leiche.

6. März.

Die Nacht war ziemlich gut. Napoleon genoß ein wenig Suppe. Der Kräfteverfall aber nimmt zu; gegen Abend zeigte sich Verlangen nach Nahrung; es wurden ihm zwei Lammkoteletts serviert. Ich mußte davon kosten und er frug mich, ob sie nahrhaft, ob sie leicht verdaulich wären. Dann kostete er selber und — ließ sie stehen.

„Nun, Doktor, heißt das nicht so viel wie eine verlorene Schlacht?"

„Gewonnen, Sire, wenn es Eure Majestät nur wollen".

„Wie meinen Sie das? Jeder schlägt sich mit seinen eigenen Waffen. Uebrigens, Doktor, bewundre ich Ihre Hartnäckigkeit. Sie verheißen Gesundheit, wenn ich Ihre Droguen nehme, den Tod, wenn ich sie ablehne. Ich mag mich nicht noch quälen, das Leben entschlüpft mir doch: ich fühle es. Deshalb verzichte ich auf Medikamente, ich will an Krankheit sterben — haben Sie mich verstanden?"

7. März.

Die Nacht war sehr unruhig, erst gegen Morgen kam auf kurze Zeit ein wenig Schlaf. Napoleon schien aber weniger abgespannt als bisher. Ich blieb, während er Toilette machte, im Zimmer:

„Als ich Napoleon war", sagte er, „machte ich gern und sorgfältig Toilette — aber das ist heute anders. Die Toilette kostet mir mehr Anstrengung als ich damals empfand, wenn ich den Entwurf zu einem Feldzuge machte ... Aber, fangen wir an" ...

Mitten im Rasieren mußte er innehalten, um sich auszuruhen. Als er endlich fertig war, ging er wieder zu Bett. Nach einiger Zeit fühlte er das Bedürfnis, etwas zu sich zu nehmen. Er verlangte Lammbraten, Bratkartoffeln und Kaffee. Er rührte jedoch die ihm alsbald bereiteten Speisen kaum an; er klagte über Schmerzen im Unterleibe.

8. März.

Die Nacht verlief leidlich. Eine Zunahme der Kräfte ist aber nicht zu verzeichnen. Der Kaiser klagt über einen dumpfen Schmerz im Rücken über der linken Hüfte, welcher sich über die linke Hälfte der Brust bis an die Schulter erstreckt. Der Unterleib ist hart und aufgebläht, der Appetit fehlt gänzlich, der Puls ist schwach, der Kaiser machte trotzdem eine Spazierfahrt. Was er genossen hatte, brach er fast alles aus.

9. März.

Die Nacht war ziemlich ruhig. Ich verordne Frottierungen und heiße Umschläge, um den Schmerz in der linken Rückengegend zu mildern. Es macht sich ein häufiges Aufstoßen bemerkbar.

10. März.

Napoleon über Ferdinand von Neapel — Religiöse Gährung in Rom.

Die Nacht war wieder sehr unruhig. Der Kaiser konnte kein Auge schließen, er fühlt sich außerordentlich schwach, im übrigen ist das Befinden nicht schlecht. Er nahm einige beruhigende Pillen. Als ich ihn besuchte, hielt er ein Paket Zeitungen in der Hand, ich riet ihm von der Lektüre ab, weil sie ihn allzusehr anstrengen würde.

„Nein Doktor, ich bin grade bei einer lustigen Szene: Bei der Begeisterung des Königs von Neapel für die konstitutionelle Regierungsform. Diese legitimen Herren sind doch von einer Güte, der nichts gleichkommt! Hier, lesen Sie einmal".

Nachdem ich gelesen hatte, fuhr Napoleon fort:

„Dieser Maccaronaio wollte nach Rom kommen und einen kleinen Religionskrieg in Szene setzen. Ich kam dahinter und machte ihm bemerkbar, daß es besser für ihn wäre, wenn er in seinen Staaten verbliebe. Er ließ es sich gesagt sein, die Predikanten aber trieben ihr Unwesen weiter, sodaß schließlich die sieben Kommunen zu den Waffen griffen; es war notwendig, der weiteren Entwicklung des Kreuzzuges zu steuern. Ich beauftragte Joubert mit dem Ordnen der Angelegenheit. Verlangen Sie, schrieb ich ihm vom Bischof von Vicenza, daß er Missionare unter die Aufrührerischen schickt, um ihnen unter Androhung der Höllenstrafen Ruhe und Gehorsam anzuraten. Bestellen sie die Missionare zu sich; geben Sie einem jeden 15 Louis'dor und versprechen Sie ihm bei ihrer Rückkehr noch mehr. Sie werden sehen, es wird bald Ruhe eintreten. Und in der Tat, so wie die Männer Gottes in Tätigkeit waren, ließ die erstaunte Bevölkerung von ihrem Kriegsspiel ab".

11. März.

Es ist wieder eine Besserung eingetreten, Napoleon ist weniger finster gestimmt, der Puls etwas gekräftigt, auch inbezug auf den Unterleib scheint eine Besserung eingetreten, auch fand sich Appetit ein, der Kaiser machte eine Spazierfahrt und blieb 13 Stunden hintereinander auf den Beinen.

12. März.

Die Schädellehre Gall's in der Beurteilung Napoleons.

Der heutige Tag war nicht so gut als der gestrige, der Kaiser nahm einige beruhigende Pillen.

Lady Holland hatte eine Kiste mit Büchern geschickt, es befand sich darunter auch eine Gipsbüste, deren Schädel mit Nummern bedeckt war, welche zur Schädellehre Gall's in Beziehung standen.

„Hier, Doktor", sagte der Kaiser, „haben Sie etwas, was zu ihrer Domäne gehört; nehmen Sie, prüfen Sie und erstatten Sie mir Bericht. Ich möchte wohl wissen, was Gall sagen würde, wenn er mir den Schädel betastete".

Ich ging sogleich an die Arbeit, leider waren die Ziffern falsch angebracht; und ich hatte die Richtigstellung noch nicht beendet, als mich Napoleon rufen ließ. Ich fand ihn inmitten von umhergeworfenen Büchern und vertieft in die Geschichte des Polybius. Er sagte zunächst nichts, dann warf er plötzlich das Buch fort, kam auf mich zu und faßte mich bei den Ohren:

„Nun! Sie dottoraccio di capocorso, haben Sie Ihre Studien gemacht?"

„Jawohl, Sire".

Haben Sie über das Gall'sche System nachgedacht?"

„O, ja".

„Haben Sie es begriffen?"

„Ich glaube wohl".

„Können Sie Bericht erstatten?“

„Euer Majestät werden ja sehen“.

„Sie werden also, indem Sie meinen Schädel befühlen, meinen Geschmack, meine Fähigkeiten 2c. ermitteln. Uebrigens wissen Sie ja schon Bescheid“.

Er lachte und fügte hinzu:

„Wir wollen später noch darüber sprechen, wenn wir nichts Besseres zu tun haben. Es ist oft unterhaltend zu beobachten, wie weit die menschliche Einbildung reicht“.

Er ging ein paar Schritte schweigend auf und ab.

„Was dachte denn“, begann er wieder, „Mascagni von diesen deutschen Träumereien: reden sie frei von der Leber weg als wie zu einem Berufsgenossen“.

„Mascagni war sehr eingenommen für Gall's Theorie. Aus den Erhöhungen 2c. des Schädels Laster, Geschmack und Tugenden der Menschen erkennen zu können, hielt er allerdings für unstatthaft: diese Idee wäre nicht stichhaltig den Untersuchungen des Anatomen gegenüber“.

„Das nenne ich mir einen gescheidten Mann, der das Falsche vom Richtigen zu trennen weiß; ich bedaure Mascagni nicht gekannt zu haben, auch Corvisart war ein Anhänger der Lehre Gall's. Er rühmte dieselbe und tat, was er nur irgend konnte, um Gall mit mir in Berührung zu bringen — aber ich hatte keine Sympathie für denselben. Auch von Lavater, Cagliostro und Mesmer habe ich nie etwas gehalten — ja ich hatte gegen diese Leute einen gewissen Widerwillen; sie sind ja sehr pfiffig, sprechen gut, sie beuten aber das Bedürfnis der Menschen für das Wunderbare aus; die Natur verrät sich nicht durch äußere Formen, sie versteckt ihre Geheimnisse eher, als daß sie dieselben preisgibt. In das Innere der Menschenseele eindringen zu wollen ist absurde. Das einzige Mittel, den Menschen kennen zu lernen, ist und bleibt das, ihn zu sehen, zu beobachten und gewissen Proben auszusetzen; dazu gehört aber längere Zeit, sonst kann man sich leicht täuschen. Man soll die Menschen nach ihren Handlungen beurteilen,

allein auch hierbei ist man Täuschungen ausgesetzt: die Menschen gehorchen nicht immer ihrem Charakter; sie geben einer Stimmung nach, sind von Leidenschaften benommen. Ich halte außerdem den Einfluß der Natur und der Erziehung für durchaus nicht bedeutungslos, glaube im Gegenteil, daß er mitunter sehr bedeutend ist. Aber was darüber hinausliegt in ein System zu fassen, ist Unsinn".

13. März.

Der Kaiser hatte eine schlechte Nacht. Der Schwächezustand nimmt noch immer zu, Appetit ist nicht vorhanden, das Gesicht ist aschfahl, der Puls ist schwach und unruhig. Der Patient blieb beinahe den ganzen Tag zu Bett. Am Abend trafen die Zeitungen aus Europa ein und der Kaiser wird wohl die ganze Nacht mit Lektüre verbringen.

14. März.

Die Zustände in Pavia nach dem ersten italienischen Feldzuge. — Giorno. — Venedig kurz vor seinem Untergange. — Salembrini. — Der verräterische Senat. — Er ruft die Franzosen zu Hilfe. — Admiral Condulmer und Barraguey d'Hilliers.

Der Kaiser las noch als ich ihn besuchte; auch als er aufgestanden war, las er immer weiter. Ich riet ihm, eine Pause zu machen, allein er hörte nicht. In seinen Gesichtszügen machte sich eine hochgradige Abspannung bemerkbar. Seine tiefliegenden Augen scheinen beinahe erloschen. Er nahm den Tag über nur wenig Nahrung zu sich, gegen Abend machte er eine kurze Spazierfahrt. Er war kaum zurückgekehrt, als er auch schon wieder zu den Zeitungen griff. Unter den Verteidigern der italienischen Unabhängigkeit war ihm ein Name aufgefallen und er wandte sich an mich mit den Worten:

„Ich weiß nicht recht, wer das ist, kennen Sie ihn?"

„Das ist einer von den hohen Herren von Pavia.

Sire, einer von den Prahlhänsen, der sich von Giorno entführen ließ."

„Und wer ist denn dieser Giorno?"

„Einer von den kleinen Verschwörern, dessen Sie sich nicht mehr erinnern. Die Anhänger Oesterreichs hatten wieder Mut geschöpft, sie durchzogen den Lodero, erhitzten die Bevölkerung und reizten dieselbe zum Aufstande. Der Adel hielt den Augenblick für günstig; er verfügte über die Nationalgarde und suchte dieselbe zum Aufstande zu bewegen. Die Cisalpinische Republik war ohne Truppen. Ein Mann eilt herbei, um dem Sturme die Stirn zu bieten, er stellt sich dem Gouverneur vor, einigt sich mit ihm und fordert die Führer des Aufstandes vor sich. Er zeigt sich empört über die Ausschreitungen, er will ein Exempel statuieren, seine Strenge ist den Herren willkommen, sie zollen ihm Beifall und versprechen, ohne Mitleid vorzugehen. Da erscheint Giorno, verhaftet den ganzen Areopag, ohne den geringsten Widerstand zu finden. — Da haben Eure Majestät einen Blick in die damaligen Zustände und die maßgebenden Personen."

Der Kaiser kam auf Venedig und dessen Ende zu sprechen.

„Venedig," meinte er, „hatte noch bedeutende Hilfsquellen und war noch in der Lage, Widerstand zu leisten. Die Zeit konnte andere politische Kombinationen herbeiführen und den Patriziern die Macht belassen, deren sie sich bemächtigt hatten. Sie vermochten jedoch nicht sich über Drohungen und Entbehrungen hinwegzusetzen, sie wichen in feiger Furcht zurück und dachten nur an Täuschung und Verrat. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, wir würden uns zu Narren ihrer Kunstgriffe machen, uns mit Worten abspeisen lassen; eine fingierte Revolution würde genügen, um uns zu beruhigen. Der große Rat hielt es für das Beste, seinen Machtvollkommenheiten zu entsagen und die demokratische Regierung in Aussicht zu stellen; kam aber bald dahinter, einen Fehler begangen zu haben.

Die öffentliche Meinung war inzwischen in Bewegung geraten und der große Rat wußte nichts besseres zu tun, als anarchische Zustände herbeizuführen. Er jagte slavonische Banden durch die Straßen, leitete sie und reizte zum Aufstande — die Bürger aber eilten zu den Waffen und der Anschlag ging fehl. Was tun? Dem Volke einen bejahrten Chef zu geben ohne Energie und außer stande, Gebrauch von den vorhandenen Mitteln zu machen, schien ihm das Beste: Salembrini wird ernannt. Unglücklicherweise aber steckte in diesem Greise doch noch viel Feuer. Er versammelte erprobte Männer, bemächtigte sich der wichtigsten Punkte und zerstreute die Meuterer und Plünderer; sie kamen jedoch in verstärkten Haufen zurück und versuchten, sich auf dem Rialto festzusetzen. Es gelang ihnen auch, die Truppen, die denselben besetzt hatten, in die Flucht zu schlagen; der dieselben kommandierende Offizier aber verlor den Mut nicht; er stürzte sich auf die siegreichen Tumultuanten und kämpfte Brust an Brust mit ihnen. Zweimal wurde ihm das Schwert zerbrochen, zweimal bewaffnete er sich von neuem, verwundete ihrer fünf, tötete vier und jagte die anderen zurück. Durch sein Beispiel angefeuert, kehrten sie zurück, es gab ein fürchterliches Durcheinander, der Boden war mit Todten besäet.

Nun sah der Senat sich gezwungen, um sich gegen den Haß des Volkes zu schützen, die Franzosen herbeizurufen. Der venezianische Admiral Condulmer machte dem General Barague y d'Hilliers Eröffnungen und suchte denselben dahin zu bringen, daß er sich allein nach Venedig verfüge; er fand dann aber allerhand Schwierigkeiten — lediglich um Zeit zu gewinnen. Wir ließen uns auf nichts ein und besetzten Venedig, während die Aristokratie mit der Beratung von allerhand Komplotten beschäftigt war."

15. März.

Der Kaiser befindet sich recht schlecht. Die unteren Extremitäten sind eiskalt, der Puls ist schwach und unregelmäßig.

„Ach, Doktor," klagte er, „was muß ich ausstehen! Mir ist, als hätte ich gar keine Eingeweide mehr; die Schmerzen konzentrieren sich an der linken Magenseite ... ich fühle es — der Tod ist mir nicht mehr fern."

Er hat den Tag über nur einige Löffel Suppe zu sich genommen und einige geröstete Kartoffeln.

16. März.

Der Kaiser befindet sich in einem lethargischen Zustande. Von Schlaf war gar keine Rede.

„Was ist das für ein Zustand!" sagte er. „Ich war früher so tätig, so aufmerksam, jetzt kann ich kaum noch die Augenlider öffnen. Ich bin nicht mehr Napoleon."

Er verharrte in einem völlig bewegungslosen Zustande; endlich gegen Abend gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er das Bett mit einem Sofa vertauschte und ein wenig Nahrung zu sich nahm.

Madame Bertrand machte ihm einen Besuch, um sich persönlich von seinem Zustande zu überzeugen. Er tat sich Gewalt an und sagte der Dame:

„Wir wollen des Morgens in aller Frühe ausgehen, wollen die Morgenluft genießen, dann werden wir Appetit bekommen und dem Einfluß des Klimas entgehen. Sie, Hortense und ich sind hier die, die am meisten krank sind. Wir müssen uns gegenseitig helfen, müssen unsere Kräfte vereinigen, um dem Breitengrade, unter dem wir leben, die Stirn zu bieten und ihm seine Opfer zu entreißen."

17. März.

Die letzte Spazierfahrt. — Der Abbé Buonavita kehrt in die Heimat zurück. — Ein Brief Antommarchi's an Colonna nach Rom.

Die Nacht ist ziemlich ruhig verflossen. Napoleon machte eine Spazierfahrt, kehrte aber sehr bald zurück — es war die letzte!

Nachdem der Kaiser gegen Mittag ein wenig Nahrung zu sich genommen hatte, stellten sich heftige Kopfschmerzen ein und ein Gefühl eisiger Kälte, welches von den unteren Extremitäten sich bis zwischen die Schultern hinauf zog. Schüttelfrost trat auf, der Patient knirschte mit den Zähnen. Diese verhängnisvollen Symptome dauerten fünf Minuten lang.

Der Abbé Buonavita, der fortwährend leidend war, wurde von Napoleon mit einer Pension von 3000 Franks zurückgeschickt. Ich benutzte die Gelegenheit und schrieb an den Cavalliere Colonna:

„Longwood, den 17. März 1821. Mein teurer Freund! Ich unterhielt Sie in meinem Briefe vom 18. Juli v. J. von der chronischen Hepatitis, die den Kaiser befallen hat. Diese Krankheit, obwohl unter den hiesigen Breitengraden endemisch, schien anfänglich den angewendeten Mitteln zu weichen. Allein schwere Rückfälle stellten sich ein. Der Zustand des Kaisers hat sich immer mehr verschlimmert, von einer Funktion der Leber ist keine Rede mehr, die Verdauung ist vollkommen zerstört. Seine Majestät kann nur noch flüssige Nahrungsmittel, die sozusagen keiner Verdauung bedürfen, zu sich nehmen; zuweilen gelangen dieselben nicht einmal bis in den Magen, sondern werden durch Husten wieder ausgeworfen.

Um mich gegen jede Verantwortung zu schützen, erkläre ich hiermit Ihnen und der ganzen kaiserlichen Familie, der gesamten Welt, daß die Krankheit des Kaisers eine

Folge des Klimas ist und daß die Symptome, unter denen sie auftritt, die allerbedenklichsten sind.

Die Kunst vermag nichts gegen die fortgesetzte Einwirkung der eingeatmeten Luft, und wenn die englische Regierung sich nicht beeilt, den Kaiser dieser das Leben zerstörenden Atmosphäre zu entziehen, so wird Seine Majestät, wie ich mit tiefem Schmerz erklären muß, bald ausgelitten haben.

Die englischen Zeitungen wiederholen ohne Unterlaß, daß der Kaiser sich einer guten Gesundheit erfreut. Glauben Sie es ja nicht! Die Ereignisse werden Ihnen zeigen, wie wenig Vertrauen diese Zeitungen verdienen. Der Ihrige Antommarchi."

„Begleiten Sie doch," sagte mir der Kaiser, „den guten Abbé nach Jamestown. Geben Sie ihm die Ratschläge, welche er für die lange Reise bedarf."

So geleitete ich denn den Abbé Buonavita an Bord des Schiffes, welches ihn nach Europa schaffen sollte und kehrte dann nach Longwood zurück.

„Ist er eingeschifft?" frug Napoleon, als ich bei ihm eintraf.

„Ja, Sire."

„Ist er bequem untergebracht?"

„Das Schiff scheint in gutem Zustande."

„Und die Bemannung?"

„Es scheint, sie läßt nichts zu wünschen übrig."

„Ich wünschte, der wackere Greis wäre glücklich in Rom zurück; welche Aufnahme, glauben Sie, daß er dort finden wird? Glauben Sie, daß man ihn gut aufnehmen wird?"

Ich hielt mit meiner Antwort zurück und Napoleon begann wieder:

„Das ist man mir schuldig, denn, was wäre ohne mich aus der römischen Kirche geworden!"

18. März.

Napoleon und die Priesterschaft. — Seine Vorschläge in Rom.

Die Nacht war nicht schlecht, allein die Kräfte schwinden zusehens. Der Kaiser ißt garnichts; er spricht fast ohne Unterbrechung. Seine Worte sind munter und voller Scherze. Er neckte mich meiner Pillen wegen; ich lachte über die Furcht, die sie ihm einflößen und benutzte die Stimmung, um zu beruhigenden Getränken zu raten, zumal der Husten anfing, sich wieder einzustellen.

„Ach!" sagte Napoleon, „ich habe von Ihrer Küche genug!"

„Aber, Sire, der Husten . . ."

„Ja, ja! der Husten, die Leber, der Magen! Ich verende, wenn ich nicht Ihren Erquickungstrank zu mir nehme."

Ich blieb dabei, ihm denselben angelegentlich zu empfehlen; er scherzte weiter, während ich ihm die Vorzüge desselben auseinandersetzte; er blieb aber dabei, daß es nichts so Gefährliches gäbe als dem Magen Medikamente aufzudrängen. Ich machte lebhafte Einwendungen und suchte ihm nachzuweisen, wie große Uebel sein System zur Folge haben könnte. Die Natur, bemerkte ich, ist ja ohne Zweifel in ihren Heilmitteln unerschöpflich, doch aber muß man ihr in manchen Fällen zur Hilfe kommen; in sehr vielen Fällen muß man zu deuten verstehen.

„Sehr schwierig, sehr schwierig, lieber Doktor."

Der Kaiser kam auf die Priester zu sprechen und deren traurige Lage zur Zeit der Revolution, er wandte sich den drei Kandidaten zu, die damals für den päpstlichen Stuhl in Aussicht standen: Caprara, Gerdil und Albani.

„Der erstere", fuhr er fort, „stand an der Spitze der Mißvergnügten; Spanien unterstützte ihn; ich hatte nichts einzuwenden. Der zweite war eine Art Heiliger, von dem niederen Clerus und den Frommen aufs Schild gehoben; seine Erhebung wäre ohne politische Bedeutung

gewesen. Albani war eine Kreatur Oesterreichs. Er war sehr gewandt, hatte ein gefälliges Aeußere und viel gesellschaftlichen Takt: er konnte gefährlich sein, ich mochte ihn nicht. Daß er Bischoff wurde, war mir gleichgültig — aber seine Erhebung zum Papst konnte ich nicht dulden. War er doch der Mörder Basseville's! Ich hatte keinerlei Absicht, den Kirchengebräuchen zu nahe zu treten. Ich ließ dem Papst Eröffnungen machen, ich lud ihn ein, sich der französischen Regierung anzuschließen, seinen Einfluß geltend zu machen, um in beiden Staaten die Ruhe wieder herzustellen. Der Augenblick ist gekommen, sagte ich ihm, eine Operation vorzunehmen, an welcher die Politik und die Religion gleiches Interesse haben. Die französische Regierung hat eben die Erlaubnis zur Wiedereröffnung der katholischen Kirchen gegeben: wenn die Priester in einem wirklich evangelischen Geiste von diesem Zugeständnis meiner Regierung Vorteil ziehen, indem sie den öffentlichen Frieden fördern, indem sie die Grundsätze der Mildtätigkeit, welche das Fundament der Religion sind, betonen, dann bezweifle ich nicht, daß der erste Schritt zu dem ersehnten Ziele getan ist. Bewegen sich hingegen die Priester in entgegengesetzter Richtung, so werden sie von neuem verfolgt werden. Der Papst als Chef der Gläubigen, so sagte ich seinem Abgesandten, hat unzweifelhaft einen großen Einfluß auf das Verhalten, welches die Geistlichen beobachten werden. Er wird vielleicht glauben, es entspräche seiner Weisheit, wenn er eine Bulle erließe mit dem Befehl an die Geistlichen der Regierung zu gehorchen und alles zu tun, was in ihrer Macht ist, die neue Verfassung zu schützen. Wenn diese Bulle in Ausdrücken abgefaßt ist, die den großen ihr zu Grunde gelegten Zielen entsprechen, dann wird ein großer Schritt zu Gunsten der Religion getan sein. Ist diese Operation vollzogen, so wird es gut sein, Maßregeln zu treffen, welche die verfassungstreuen Priester mit den außerhalb der Verfassung stehenden versöhnen: Maßregeln, welche, vom römischen Hofe ausgehend, die Majorität des

Volkes zu den Grundsätzen der Religion zurückführen würde. Ich ersuchte die Minister Seiner Heiligkeit, diese meine Gedanken dem heiligen Vater zu unterbreiten und mir dessen Antwort so bald wie möglich zur Kenntnis zu bringen. — Der Wunsch der Religion nützlich zu sein, hat mich stets geleitet. Die einfache, christliche Lehre, die Politik und die Erfahrungen des Papstes können die glücklichsten Resultate für die gesamte Christenheit und den persönlichen Ruhm Seiner Heiligkeit haben.

19. März.

Die Nacht war ziemlich gut. Der Puls aber ein wenig erregt und der Patient außerordentlich schwach; er hat in den letzten vierundzwanzig Stunden nur einige Löffel Suppe zu sich genommen; ein Fieberanfall dauerte etwa dreiviertel Stunde und ließ eine eisige Kälte in den unteren Extremitäten bei heftigem Kopfschmerz zurück.

Die Schmerzen im Unterleibe treten wieder auf, die Zunge ist belegt, es stellte sich wiederum trockener Husten ein.

Nachdem der Kaiser aufgestanden war, nahm die Schwäche noch zu, ein Gefühl des Druckes in der Herzgegend macht sich immer bemerkbarer. Der Unterleib fühlt sich hart an, dabei ist die Stimmung eine überaus düstere. Napoleon versuchte, etwas Suppe zu sich zu nehmen, erbrach sich aber sofort. Gegen Abend verfiel er in einen kurzen Schlaf; nach dem Erwachen wurde ihm ein Lavement gegeben, er nahm einige Löffel Bouillon zu sich und ein frisches Ei. Das Fieber stellt sich von neuem ein.

20. März.

Der Kaiser klagt über einen starken Druck in der Magengegend und Behinderung im Atemholen; stechende Schmerzen in der Herzgrube stellen sich ein, der Leib ist

stark aufgebläht, der Magen erscheint vollständig erschlafft; infolge des Genusses warmer, beruhigender Getränke tritt eine kleine Besserung ein. Bald aber wurde das Fieber wieder heftiger bei erstarrender Kälte in den Gliedern. Das Atemholen war äußerst schwierig, der Patient klagte über ein krampfartiges Gefühl in der Gegend der Milz und der „stacca sinistra dello stomaco" wie er sagte. Ich verordnete ein Fußbad und schmerzstillende Lavements.

Madame Bertrand stellte sich zum Besuch ein. Der Kaiser tat sich Gewalt an, um weniger krank zu erscheinen Er frug nach dem Befinden der Dame und nachdem er einige Zeit sich in einer anscheinend lustigen Weise unterhalten hatte, sagte er:

„Wir müssen uns auf unser Todesurteil vorbereiten. Sie, Hortense und ich — wir werden auf diesem abscheulichen Felsen zu Grunde gehen. Ich werde der erste sein, dann werden Sie folgen, zuletzt Hortense; wir alle drei werden uns in den elyseeischen Gefilden wiedersehen".

Er deklamierte die folgende Strophe aus Voltaire's „Zaire":

„Paris wiederzusehen darf ich nicht mehr erwarten!
Sie sehen, daß ich bereit bin, ins Grab zu steigen.
Ich werde vom König der Könige verlangen,
Daß er mir den Preis zahle für all die Leiden,
Welche ich erduldet habe".

21. März.

Der Kaiser hatte eine sehr unruhige Nacht; er nahm eine Tasse Bouillon und sieben Drachmen Rizinusöl zu sich. Allein das Mittel erwies sich als völlig erfolglos. Das Fieber läßt nicht nach, obwohl Magen und Eingeweide sich in einem besseren Zustande zu befinden scheinen.

Leider wurde gegen Abend das Fieber bei starkem Frost heftiger. Ich verordnete einfache Lavements.

Der Kaiser hat den Tag über teils selbst gelesen, teils sich vorlesen lassen. Plötzlich begann er zu phantasieren; dieser Zustand hielt etwa drei Stunden an. Der Kranke summte italienische Melodien, plauderte über vielerlei und lachte, wie es seine Art ist, wenn ihm nichts fehlt. Hernach klagte er über eine vollkommene Ermattung.

Ich hielt es für eine unabweisliche Pflicht, ihn auf die Notwendigkeit eines Brechmittels aufmerksam zu machen. Er wies mich ab mit den Worten:

„Können Sie mir denn überhaupt sagen, bester Doktor, worin meine Krankheit besteht? Sie tun besser, Ihre Mixturen zu behalten. Ich mag mich nicht mit zwei Krankheiten abgeben, die, welche mir in den Knochen steckt und die, welche Sie mir beibringen".

Er schwieg längere Zeit und begann dann, da er wohl glaubte, mich verletzt zu haben, von neuem:

„Ich setze alles Vertrauen in Sie, Doktor, Ihre ganze Art und Weise hat mich überzeugt, daß Sie ein kundiger Mann sind — aber bedenken Sie, daß ich nie Medizin zu mir genommen habe, daß ich die Wirkung von Medikamenten für ungewiß, für gefährlich halte. Ich ziehe es vor, mich dem Walten der Natur anheimzugeben: ich kenne mich zu gut, ich bin überzeugt, daß jede Medizin meinen Magen in Unordnung bringt. Glauben Sie denn das nicht selber?"

„Aber, Sire, ein mit leichten Brechmitteln gemischtes Getränk . . ."

„Ein Brechmittel in einem Trank, ist das vielleicht kein Medikament?"

Endlich nach langem Bitten und Drängen entschloß er sich, den Trank zu nehmen.

22. März.

Die Nacht war ziemlich gut. Es hat sich gegen Morgen ein leichter Schweiß eingestellt. Vorübergehende Schmerzen

traten in der Leber, im Magen und im Unterleib auf: ſtarke Blähungen kamen ſpäter noch hinzu und das Allgemeinbefinden wurde beſſer. Der Kaiſer raſierte ſich und verſuchte Toilette zu machen. Allein es ſtellte ſich von neuem Fieber mit ſtarkem Kopfſchmerz, mit Druck im Unterleibe und einem Gefühl des Erſtickens ein: eine Folge von ſtarker Schleimentwickelung.

Es gelang mir, dem Patienten vier Gran Brechſteinwein beizubringen. Nach etwa dreiviertel Stunden ſtellte ſich auch ſtarkes Erbrechen ein, beſtehend aus ziemlich kompakten ſchleimigen Maſſen. Das Gefühl des Erſtickens, der Druck im Unterleibe und Magen waren damit beſeitigt. Ich ließ noch ein Lavement folgen; mein Rat, ein leichtes Dekokt von Quecke (Agropirum) zu nehmen aber wurde abgelehnt. Später ſtellte ſich reichlicher Schweiß ein. Der Puls zeigt faſt kein Fieber.

23. März.

Der Kaiſer hat ein wenig geſchlafen, ſpäter ſtellte ſich wieder Fieber mit Schüttelfroſt ein: ich verabreichte ein Brechmittel, welches reichliches Erbrechen zur Folge hatte. Gegen Abend trat wieder erſtarrende Kälte in den unteren Extremitäten auf; der Patient mußte viel gähnen, fühlte einen Druck im Magen, bei vollkommener Verſtopfung. Ich verordnete ein Senffußbad von zwanzig Minuten Dauer.

Später verfiel der Patient in Schlaf, aus dem ein reichlicher Schweiß ihn aufweckte. Es wurde ein Lavement gegeben.

24. März.

Den Reſt der vorigen Nacht verbrachte der Kaiſer ziemlich ruhig, gegen Morgen wurde abermals ein Lavement gegeben, das Fieber hatte ein wenig nachgelaſſen; aber ein Druck in der Herzgrube und Atemnot mit Er-

stickungsanfällen traten heftiger als bisher auf. Ich verordnete einviertel Gran Brechweinstein; es erfolgte starkes Erbrechen schleimiger Massen. Der Patient fühlte sich erleichtert. Später nahm das Fieber bedeutend zu, eisige Kälte stieg von den unteren Extremitäten auf und verbreitete sich über den ganzen Körper, häufiges Gähnen, ein Gefühl der Beklemmung, Kopfschmerz; der Unterleib ist gespannt und schmerzt bei der geringsten Berührung; es stellte sich brennender Durst ein; versüßtes Wasser mit Lakritze fand den Beifall des Kaisers.

25. März.

Die Nacht war leidlich, ein reichlicher Schweiß stellte sich gegen Morgen ein; das Fieber ließ nach und der Kaiser fing an, von seiner „bevorstehenden Genesung" zu sprechen. Der Unterleib ist noch stark aufgebläht. Ich verordnete wiederum ein einviertel Gran Brechweinstein aufgelöst in Molken um die Ausstoßung der Schleimmassen zu fördern. Napoleon widersetzte sich. Die Spannung im Unterleibe nahm zu, Schwere im Kopf und eine allgemeine Unruhe stellten sich ein, begleitet von leichten Schwindelanfällen. Drei Lavements blieben erfolglos. Bei einbrechender Nacht verordnete ich warme Umschläge um den Unterleib. Der Puls war ganz unregelmäßig, von Schlaf war nicht die Rede, der Patient war traurig und in einem Zustande völliger Erschöpfung. Ich ließ ihm kühlende Getränke reichen.

26. März.

Auftreten des Dr. Arnott, englischen Regimentsarztes.

Gegen Morgen ließ ich ein einfaches Lavement geben; es hatte eine geringe Erleichterung zur Folge; etwas Schweiß stellte sich ein, dabei nahm das Fieber und die Spannung des Unterleibes zu. Knurren in den Eingeweiden, Druck

über dem Magen. Kopfschmerze waren damit verbunden. Eine finstere Stimmung bekam immermehr die Oberhand.

Die Krankheit wurde täglich bedenklicher. Ich hätte gern einen englischen Arzt zu Hilfe gezogen, Napoleon aber wollte keinen Engländer. Ich war in der denkbar peinlichsten Lage; unangenehmer noch wurde dieselbe durch ein indiskretes Anerbieten des Gouverneurs: es wäre ein sehr geschickter Arzt auf der Insel eingetroffen. Sir Hudson glaubte die Dienste dieses Mannes würden dem „General Bonaparte" willkommen sein und er stellte dieselben dem General zur Verfügung.

„Wahrscheinlich", bemerkte Napoleon, „eine Fortsetzung des Doktor Baxter, um falsche Bulletins nach London zu schicken — denkt dieser Hudson vielleicht schon an die Sezierung meiner Leiche. Ich will von niemandem etwas wissen, der mit diesem Manne in Verbindung steht".

Nach einer kurzen Pause wagte ich einige Bemerkungen über die Notwendigkeit einer Konsultation mit einem zweiten Arzt.

„Eine Konsultation! Wozu sollte sie wohl nützen? Ihr seid ja alle blind. Ein andrer Arzt wird nicht mehr von dem sehen, was im Inneren meines Körpers vor sich geht als Sie: wenn er behaupten wollte, er könne dies, so wäre er ein Charlatan, der mir das wenige Vertrauen, welches ich noch in die Jünger des Hippokrates setze, vollens rauben würde. Und wen wollten Sie denn zu Rate ziehen? Engländer, welche ihre Inspirationen von Hudson bekämen? Ich will nichts davon wissen; ich habe es Ihnen ja schon gesagt. Mir ist es lieber, wenn sich die Schandtat vollzieht".

Da der Kaiser sehr aufgeregt war, schwieg ich, kam aber, als ich bemerkte, daß er ruhiger geworden war, auf die Notwendigkeit einer Konsultation mit einem zweiten Arzt zurück.

„Wenn Sie glauben, darauf bestehen zu müssen", sagte er voll Güte, „so mag es denn sein, ich will

herhalten! Treffen Sie Ihr Uebereinkommen mit demjenigen der auf der Insel anwesenden Aerzten, den Sie für den Gescheitesten halten."

Ich wandte mich demgemäß an Doktor Arnott, Regimentsarzt des 20. Regimentes. Ich weihte ihn in die Krankheitserscheinungen und die einwirkenden Umstände ein. Er war der Meinung:

1. ein großes Zugpflaster auf den Unterleib zu legen.
2. ein Abführungsmittel zu verabfolgen.
3. die Stirn des Patienten häufig mit Essig zu benetzen.

Als ich nach Longwood zurückkehrte, fand ich den Kaiser, der zwei Lavements erhalten hatte, besser. Er frug mich nach dem Ergebnis der stattgehabten Beratung. Ich teilte ihm alles haarklein mit, er schüttelte den Kopf und meinte:

„Das sind englische Medikamente."

27. März.

Die Nacht verlief ziemlich ruhig bei reichlichem Schweiß; der Unterleib ist immer noch angespannt und schmerzt bei der leisesten Berührung. Ich hielt es für nötig, eine leicht abführende, Salz enthaltende Mixtur nebst einem einfachen Lavement zu verordnen. Gegen das letztere hatte der Kaiser keine, gegen Mixturen jedoch mehrfache Einwendungen. Er wollte durchaus über ihre Wirkung unterrichtet sein und über den Schaden, den sie ihm möglicherweise zufügen könnten.

„Schaden, Sire, können sie Ihnen unmöglich zufügen."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Vollkommen."

„Wenn sie aber dennoch eine üble Wirkung hätten?"

„Ich würde abhelfen."

„Und womit?"

Ich setzte ihm alles auseinander und er willigte schließlich ein mit den Worten:

„Gut also, mischen Sie Ihr Arkanum, bedenken Sie aber, daß mein Magen sich für Ihre Droguen nicht eignet, sehen Sie sich vor.“

Ich ging sogleich an die Zubereitung.

„Aber wozu die Eile, Doktor? Jetzt noch nicht, ich will noch über die Sache nachdenken.“

Ich bat ihn gemeinschaftlich mit den anwesenden Herren, er sollte doch wenigstens eine Linderung seiner qualvollen Leiden versuchen. Er wurde ungeduldig und sagte, wir hätten uns gegen seinen Magen verschworen, wir wüßten doch recht gut, daß er nicht an die medizinische Kunst glaube: er wünsche, wir möchten ihn in Ruhe lassen.

Erst gegen Abend ließ das Fieber, welches wiederum mit einer Erstarrung der unteren Extremitäten verbunden war, nach. Häufiges Gähnen. Kopfschmerzen. Druck auf dem Magen. Während der Nacht besserte sich der Zustand etwas. Oft bedurfte der Kaiser meiner, er ließ mich holen, wieder gehen, zurückrufen, es war ein hin und her: schließlich sagte er mit vieler Güte:

„Sie müssen erschöpft sein, Doktor, Sie haben keinen Augenblick gehabt, um die Augen zu schließen. Ich muß Sie schonen; noch ist es mit mir nicht vorbei. Ich werde Ihnen ein Bett im Nebenzimmer aufschlagen lassen.“

Er gab sofort die entsprechenden Befehle.

„Wir sind wohl so ziemlich am Ende“, begann er gleich darauf, „sind Sie nicht auch der Meinung, Doktor?“

„Weniger denn je, Sire.“

„Also wieder eine Täuschung! Welchen Eindruck glauben Sie, Doktor, daß mein Tod in Europa hervorrufen würde?“

„Gar keinen, Sire.“

„Gar keinen?“

„Nein, weil der Tod nicht eintreten wird.“

„Und wenn er eintritt?“

„Dann allerdings, Sire ..."

„Nun dann ...."

„Euer Majestät sind der Abgott aller braven Soldaten; diese werden trostlos sein."

„Und die Völker?"

„Wären dem Wohl- oder Uebelwollen ihrer Fürsten anheimgegeben. Für immer wäre die Sache der Völker verloren."

„Verloren! Und mein Sohn? Sollten Sie voraussetzen ....."

„Ich setze nichts voraus, Sire. Aber denken Sie an die Hindernisse, die zu überwinden sind."

„Hatte ich etwa weniger zu überwinden? Er trägt meinen Namen, ich hinterlasse ihm meinen Ruhm und die Zuneigung meiner Freunde: mehr braucht er nicht, um meine Erbschaft anzutreten."

Ich sagte weiter nichts. Es wäre grausam gewesen, ihn zu widerlegen.

28. März.

Das dem Patienten gegebene Lavement hatte eine starke Entleerung zur Folge, bestehend aus schleimigen, klebrigen und festen Substanzen. Der Unterleib blieb gespannt und schmerzte bei der Berührung. Ich brachte ein linderndes Abführungsmittel in Vorschlag; der Kaiser hatte kaum davon gehört, als er sich im Bett ausstreckte, als wolle er sich dem Schlummer überlassen. Ich tat alles, um ihn zu überreden, er hörte mir mit geschlossenen Augen zu, und seufzte tief auf, als ich zu Ende war. Nach einer Weile begann er:

„Was sagten Sie eigentlich, Doktor?"

Ich begann von neuem zu reden und er zu schlummern. Indeß nahm das Fieber zu, der Kopfschmerz wurde immer heftiger, gegen Abend aber besserte sich der Zustand und der Kaiser nahm ein wenig mehr Nahrung zu sich als sonst.

29. März.

Quod scriptum, scriptum est. — Widerwille Napoleons gegen Medikamente.

Der Kaiser hatte eine schlechte Nacht. Um 1 Uhr morgens war der Zustand am gefährlichsten. Gegen Tagesanbruch ließ ich ein Lavement geben, welches jedoch ganz erfolglos war. Später stellte sich reichlicher Schweiß ein. Der Patient hatte viel Durst und trank gierig das ihm dargereichte Lakritzenwasser. Die Zunge war von einer weißen Kruste bedeckt, Mund und Schlund waren voll schleimiger Substanzen.

Erst am Nachmittage hörte das Fieber ein wenig auf.

Es konnte mir ja nicht entgehen, daß die Krankheit schnelle Fortschritte machte. Ich bat, ich beschwor den Kaiser, die Hilfsmittel der medizinischen Kunst nicht länger von der Hand zu weisen. Er antwortete zunächst nichts, sagte dann aber:

„Sie haben Recht, ich werde sehen; für den Augenblick aber bedarf ich Ihrer nicht, Sie können sich zurückziehen."

Ich tat, wie er befohlen; allein er rief mich zurück und begann über die Bestimmungen des Schicksals zu sprechen, an denen keine Macht der Welt etwas zu ändern vermöchte. Ich versuchte Einwendungen, allein ich mußte schweigen, denn er bemerkte pathetisch:

„Quod scriptum, scriptum! Möchten Sie vielleicht, Doktor, bezweifeln, daß alles was geschieht, geschrieben steht, daß unsere Stunde bestimmt ist, daß niemand unter uns die Zeit vergewaltigen kann?"

Ich wagte zu widersprechen. Er wurde sehr heftig und „schickte mich zum Teufel mit meinen Droguen." Ich zog mich zurück, hatte aber noch mein Zimmer nicht erreicht, als er mich zurückrufen ließ und mir sagte, er wolle von nun an der medizinischen Kunst gegenüber mehr Respekt an den Tag legen.

„Aber, Sire, die Heilmittel! Werden denn Eure Majestät einwilligen, sie zu nehmen?“

„Ja! ... das freilich würde wohl über meine Kräfte gehen. Ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Medikamente. Allen Gefahren bin ich gleichgiltig begegnet, ich sah den Tod, ohne mich erschüttert zu fühlen und kann doch, so sehr ich mich auch anstrengen mag, meinen Lippen ein Glas, welches das leichteste Präparat enthält, nicht nahe bringen; dies kommt zum Teil wohl auch daher, daß ich ein verzogenes Kind bin, welches nie mit Medizinen zu tun hatte.“

Er wandte sich an die eben eingetretene Gräfin Bertrand mit den Worten:

„Wie machen Sie es nur, um alle diese Pillen, all diese Droguen zu verschlucken, welche Ihnen der Doktor fortwährend verordnet?“

„Ich nehme sie eben“, antwortete die Gräfin, „ohne dabei an irgend etwas zu denken und ich würde Euer Majestät raten, es ebenso zu machen.“

Der Kaiser schüttelte den Kopf; er wandte sich mit derselben Frage an den General Montholon und an seine Kammerdiener, welche alle mehr oder weniger leidend waren. Er erhielt von allen dieselbe Antwort, schließlich sagte er:

„So wäre ich denn der einzige hier, der ein Rebell gegen die medizinische Wissenschaft? .... Ich will es nicht länger sein. Geben Sie her.“

Ich gab ihm Rhabarberextrakt. Es folgte eine reichliche Entleerung.

30. März.

Napoleon über Kleber.

Der Kaiser hatte eine sehr unruhige Nacht. Gegen 1 Uhr morgens verordnete ich ein Lavement, welches ergibigen Erfolg hatte. Später verabfolgte ich 6 Gran Rhabarberextrakt, worauf starkes Erbrechen erfolgte.

Im Laufe des Tages wurde das Fieber bei Erstarrung der unteren Extremitäten wiederum heftiger. Es folgte eine unruhige Nacht. Das Fieber wurde immer stärker, ein heftiges Knurren im Unterleibe, verbunden mit einer unerträglichen Hitze im Innern stellte sich ein. Da der Kaiser sehr finster und beunruhigt schien, versuchte ich seine Gedanken zu beschäftigen und sprach von Männern, welche ihm, wie ich wußte teuer waren: von Dugua, von Caffarelli, von Kleber . . . .

„Kleber", rief er, „er war der Gott Mars in Uniform: voll Mut und klarer Ueberblicke. Er hatte alles, was ein Feldherr braucht; ich war eifrig bemüht, ihn an mich zu fesseln. Ich machte ihm den Vorschlag, an der Expedition teilzunehmen, welche wir gegen England beabsichtigten. „Ich möchte wohl," sagte er mir, „aber, wenn ich darum einkäme, so würden mich die Advokaten abschlägig bescheiden." — „Ich übernehme alles", antwortete ich ihm.

„Wenn Sie einen Brander nach der Themse schicken," rief er lachend, „so tun Sie den Kleber hinein. Sie werden sehen, was er anstellt.

31. März.

Nach einer unruhigen Nacht brach gegen Morgen heftiger Schweiß aus und das Fieber ließ nach. Das Befinden im allgemeinen besserte sich, nur lassen die Unterleibsbeschwerden nicht nach. Zwei Lavements hatten eine nur geringe Wirkung. Bei Einbruch der Nacht wurde das Fieber wieder heftig und eine unerträgliche Hitze im Unterleib stellte sich ein mit lethargischem Schlaf. Gegen Mitternacht ließ das Fieber erheblich nach.

1. April.

Unpassendes Benehmen des Gouverneurs. — Sonderbarer, tragischer Auftritt zwischen dem Gouverneur und Antommarchi.

Starke Transpiration; im übrigen verlief die Nacht ziemlich ruhig, der Puls hatte am Morgen 75 Schläge. Starker Schweiß am Kopf, an der Brust im Rücken, nur die unteren Extremitäten sind ausgenommen. Am Nachmittage ließ ich ein Lavement geben, dem die Entleerung prompt folgte. Heiße Umschläge. Gegen Abend stellte sich starke Hitze ein; der Kopf war schwer; der trockne Husten steigerte sich zur Unerträglichkeit.

Der Kaiser hatte mir ja gestattet, den Regimentsarzt des 20. Regiments zu konsultieren. Ich hätte gern die Erfahrungen des Doktor Arnott zu Rate gezogen. Der Kaiser willigte endlich ein und Doktor Arnott erschien. Es war spät am Abend, das Zimmer jedoch unerleuchtet. Der Kaiser wollte nicht, daß Licht gebracht würde, selbst als der englische Arzt erschienen war. Er gestattete demselben nur den Puls zu kontrollieren und sich über die Schmerzen im Unterleibe, die sehr heftig waren, zu orientieren. Er frug ihn auch, was er von der Krankheit halte und verabschiedete ihn, indem er ihm den Wunsch aussprach, ihn am andern Morgen und zwar um 9 Uhr wiederzusehen.

Der diensthabende Offizier, welchem es oblag, die Anwesenheit Napoleons festzustellen, hatte jeden Tag dem Gouverneur Bericht zu erstatten und zu bestätigen, daß er den Kaiser gesehen habe. Da aber der Kaiser seit dem 17. März bettlägerig war, hatte er diesem Teil seiner Verpflichtungen nicht entsprechen können. Hudson glaubte, er wäre verraten und stellte sich persönlich mit Gefolge in Longwood ein. Er ging um die Häuser herum und da er nichts sah, drohte er dem Offizier mit den härtesten Strafen, wenn er nicht sofort die Anwesenheit des „General Bonaparte“ feststelle.

Der Offizier, den der Auftrag in nicht geringe Verlegenheit versetzte und der überzeugt war, daß der Kaiser keinen Fluchtversuch gemacht hatte, wandte sich an den General Montholon und an Marchand. Diese richteten es so ein, daß er unbemerkt für einen Augenblick in das Zimmer Napoleons eingelassen wurde.

Die Schlafstube des Kaisers war zu ebener Erde und man konnte durch die Fenster das Innere übersehen. Napoleon, der ja, wie man hörte, an starker Verstopfung litt, war zu häufigen Lavements genötigt. Während der General Montholon und ich uns bei dem Kranken zu tun machten, schob Marchand die Fenstervorhänge ein wenig zurück, als hätte er in den Garten sehen wollen — so wurde es dem Offizier möglich, der außen am Fenster stand, alles zu sehen, und seinen Bericht zu machen. Der Gouverneur aber war damit nicht zufrieden, er befürchtete ein Entweichen des schon mit dem Tode ringenden. So verging kein Tag, an dem er nicht versuchte, in die Behausung seines Gefangenen einzudringen. Endlich am 31. März gab er die Erklärnng von sich, daß, wenn es dem diensthabenden Offizier unmöglich wäre, den „General Bonaparte" zu sehen er — der Gouverneur selber — sich mit seinem Generalstabe einstellen und den Eintritt erzwingen würde. Der General Montholon suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem er besonders auf die Gefahren hinwieß, welche dieser Auftritt für den Schwerkranken haben müßte. Vergebens! Hudson erklärte, es ginge ihm garnichts an, ob „der ‚General Bonaparte' lebe oder stürbe. Seine Pflicht verlange, daß er die Anwesenheit des Gefangenen feststelle: er würde seine Pflicht erfüllen. Ich sah ihn, wie einen Tiger um Longwood herumschleichen. Ich war außer mir, ich ging auf ihn zu:

„Was macht der General Bonaparte," schrie er mich an

„Ich weiß es nicht."

„Wo ist er?"

„Mir unbekannt."

„Er ist nicht da?“ . . . .

Er wies nach der Behausung des Kaisers.

„Nein.“

„Ist er verschwunden?“

„Verschwunden!“

„Wie? Wann!“

„Ich kann es nicht genau sagen.“

„Sie müssen sich doch besinnen, zu welcher Stunde es war.“

„Die Stunde! Die letzte Schlacht, welche er lieferte, war, glaub ich die, von Abukir. Er kämpfte für die Zivilisation, Sie verteidigten die Barbarei; er vernichtete Ihre Verbündeten, sein Sieg war ein vollkommener. Ich habe seitdem nicht von ihm sprechen hören!“

„Doktor . . . . .

„Excellenz?“

„Alles hier . . . . .“

„Nein.“

„Wer?“

„Ich.“

„Sie.“

„Ich.“

„Soldaten!“

„Ja. Eilt herbei Soldaten und entreißt dem Kaiser einen letzten Lebensrest.“

„Dem Kaiser? Wer ist der Kaiser?

„Derjenige, welcher England erzittern machte, welcher Frankreich den Weg nach Dover wies und dem Kontinent die Keule in die Hand drückte, welche früher oder später Eure Aristokratie zu Boden schlagen wird.“

Hudson entfernte sich. Ich blieb allein mit Read. „Dies ist nicht die Art“, . . . begann Read.

„Nein,“ unterbrach ich ihn, man muß den giftigen Dunst der Themse geatmet haben, um sich am letzten Seufzer eines Sterbenden zu laben . . ., sein Todeskampf dauert Ihnen zu lange, Sie wollen denselben beschleunigen,

sich an ihm ergötzen: der Cimbrier, der beauftragt war, den Marius zu töten, schreckte zurück vor dem Verbrechen, welches er begehen sollte, aber Sie .... wenn die Schande der nichtswürdigen Tat gefolgt ist, wird die Rache unser sein."

Den Entschluß des Gouverneurs zum Wanken zu bringen, war unmöglich. Graf Bertrand und General Montholon suchten nach einem andren Mittel, um den Sturm zu bändigen. Sie stellten Napoleon vor, daß sein Zustand außerordentliche Maßregeln erfordere, daß er sich durchaus entschließen müsse, einen englischen Arzt für seine ständige Behandlung hinzuzuziehen. So wurde der Doktor Arnott definitiv für die Behandlung des Kaisers bestimmt: ihn machte der Gouverneur verantwortlich für die Anwesenheit Napoleons. Doktor Arnott hatte jeden Tag dem diensthabenden Offizier einen diesbezüglichen Rapport einzureichen, welchen der Offizier in Plantation-House abgab.

2. April.

Die Diener haben einen Kometen am Himmel gesehen.

Die Nacht war außerordentlich unruhig bei stellenweis heftigem Schweiß; es hatte sich eine hochgradige Schwäche eingestellt, der Puls hatte 76 Schläge, später trat auch noch trockner Husten hinzu. Gegen Abend fand sich Doktor Arnott ein; der Kaiser richtete verschiedene Fragen über seine Krankheit an denselben und klagte über heftige Schmerzen im Magen und Unterleib. Der englische Arzt schlug den Genuß von Fleischpräparaten in Gelatine vor. Er riet auch, so wenig wie nur möglich im Bett zu bleiben und Pillen aus Aloeextrakt mit etwas Kümmelöl zu nehmen. Der Kaiser widersetzte sich und es mußte wieder bei zunehmenden Schmerzen im Unterleibe zu Lavements gegriffen werden. Gegen Abend stellte sich heftiges Fieber mit Erstarrung der unteren Extremitäten ein.

Die Diener berichteten, sie hätten am östlichen Himmel einen Kometen gesehen.

„Einen Kometen," rief der Kaiser, ein Komet war das Zeichen für den bevorstehenden Tod Cäsars . . . ."

Ich kam grade hinzu, als das Ereignis besprochen wurde.

„Sie haben ihn gesehen, Doktor?"

„Ich habe nichts gesehen, Sire."

„Wie? Sie hätten den Kometen nicht gesehen?"

„Man sieht keinen."

„Man hat ihn aber doch gesehen."

„Dann hat man sich geirrt, ich habe den Himmel längere Zeit beobachtet, ich habe nichts entdeckt."

„Es ist auch gleichgültig, es geht auch ohne Kometen zu Ende. Alles deutet darauf hin. Sie allein sind darauf aus, es zu verhüllen, weshalb tun Sie das? Ich weiß... Sie sind mir zugetan und wollen mir die Schrecken des Todeskampfes verhüllen .... Ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre gute Absicht.

3. April.

Der Kaiser hatte eine ziemlich gute Nacht, er hat viel geschlafen; um 6 Uhr morgens erhielt er ein Lavement, welches von einer reichlichen, einen unerträglichen Geruch verbreitenden Entleerung gefolgt war.

Ich begegnete Thomas Read, als ich die Behausung des Kaisers verlassen hatte. Er war sehr besorgt und fragte, warum der Kaiser nicht in die neue Behausung überführt würde.

„Wenn ich Sie recht verstehe," bemerkte ich, „soll der in einer Hütte Getötete in einem Palast seine Seele aushauchen, das ist für mich zu sehr ‚englisch', ich kann dazu die Hand nicht bieten. Versuchen Sie es wo anders."

Dies tat er auch sogleich. Denn ich hatte kaum den Doktor Arnott an das Krankenbett geführt, als derselbe von

den Vorteilen einer Ueberſiedlung zu ſprechen begann. Der Kaiſer hörte ihm zu ohne zu antworten. Nach einer Weile aber wandte er ſich an mich mit den Worten:

„Wie denken Sie darüber, Doktor?

„Es geht nicht an, Sire, das Fieber iſt zu heftig, eine Ueberſiedlung könnte die ſchlimmſten Folgen haben."

Nun wandte ſich Napoleon an Arnott und bemerkte ihm, es wäre gut, wenn darüber nicht mehr weiter geſprochen würde.

Es hat ſich eine tiefe Niedergeſchlagenheit des Patienten bemächtigt, der Puls iſt unregelmäßig, ich zählte in der Minute 74 bis 80 Schläge, die Körperwärme betrug 96 Fahrenheit, die Haut war feucht, nach einem Lavement ſtellte ſich ergiebiger Schweiß mit ſtarkem Durſt ein. Napoleon trank ein wenig Rotwein, nahm aber keinerlei ſonſtige Nahrung zu ſich. Gegen Abend wurde das Fieber unter den früheren Erſcheinungen wieder heftiger. Mir ſchien der Zuſtand des Kaiſers äußerſt gefährlich. Ich teilte dem Doktor Arnott meine Befürchtungen mit, die jedoch von dieſem nicht geteilt wurden. Ich bin trotzdem feſt überzeugt, daß der Tod nahe iſt, ich benachrichtigte die Grafen Bertrand und Montholon. Der Letztere übernahm es, den Kaiſer davon in Kenntnis zu ſetzen, daß ſeine letzte Stunde nahe und daß es gut wäre, wenn er ſich mit dem ordnen ſeiner Angelegenheiten beſchäftige.

4. April.

Das Fieber währte die ganze Nacht hindurch, zwiſchen Kälte und Hitze war ein fortwährender Wechſel. Die Spannung im Unterleibe war ſchmerzhafter geworden bei brennendem Durſt; ein Gefühl allgemeiner Unruhe, ein Gefühl, als ſolle er erſticken, ſtellte ſich bei dem Kranken ein, ſeine Phantaſie erging ſich in ſchrecklichen Vorſtellungen. Hin und wieder kam es zu Erbrechungen, Schweiß ſtellte ſich namentlich am Kopf und längs des Rückgrades ein.

Der Puls hatte 84 Schläge in der Minute. Um den Durst zu stillen, wurde Wasser mit etwas Rotwein gegeben. Ein in der Nacht verabfolgtes Lavement hatte nur geringen Erfolg. Die Erbrechungen ließen nicht nach, die erbrochenen Substanzen waren schleimig und fest.

5. April.

Die vorige Nacht war eine überaus unruhige; Erbrechungen folgten viermal auf einander, die fortwährende Transpiration hatte einen große Befürchtungen erweckenden Schwächezustand zur Folge.

Der Kaiser stieß zuweilen die Worte aus:

„Ach, warum haben die Kugeln mein Leben verschont, daß ich nun auf eine so elende Weise daraufgehen muß!"

Im Laufe des Vormittags ließ das Fieber ein wenig nach, der Kaiser klagte über seinen Magen und ist nicht imstande, die geringfügigste Nahrung zu sich zu nehmen. Am Nachmittage ließ ich ein Lavement geben, welches einen ergiebigen Erfolg hatte. Gegen Abend nahm der Kranke eine Pille, bestehend aus Aloe-Extrakt mit Seife. Das Fieber stellte sich von neuem ein. Der Urin war trübe und zeigte einen starken Bodensatz. Gegen Abend ließ das Fieber nach und reichlicher Schweiß stellte sich ein.

6. April.

Die Pille hat keinerlei Wirkung gehabt, das Fieber wurde wieder stärker; trotzdem vermochte der Kranke zu schlafen. Der Schlaf aber wurde von brennendem Durst gestört, der Kranke verlangte fortwährend zu trinken; die Transpiration am Kopf und Rückgrat war stark. Gegen Morgen ließ das Fieber bedeutend nach, der Puls hatte 70—74 Schläge, die Körpertemperatur war ziemlich normal. Der Kranke wollte weder Nahrung noch Medizin zu sich nehmen. Ich bat ihn, doch den Mund ein wenig zu erfrischen:

„Lassen Sie, Doktor, lassen Sie, stören Sie die Ruhe nicht, in der ich mich befinde.“

Am Nachmittage gelang es uns, den Kaiser zu bereden, daß er zwei Abführungs-Pillen zu sich nahm. Ich schlug ihm herzstärkende Mittel vor allen ein Chinin-Decoct vor.

Gegen Abend stellte sich wiederum Fieber ein, mit Schmerzen im Kopf, in der Leber und im Magen. Der Kranke erbrach sich verschiedene Male und war in großer Aufregung. Endlich stellte sich die Wirkung der Pillen ein, die abgehende Materie war gelblich und stark schleimig.

Es war etwa 20 Tage her, daß der Kaiser sich nicht mehr rasiert hatte. Jetzt fing der sprießende Bart an, ihn zu belästigen. Ich schlug ihm vor, da er das Rasieren unmöglich selbst verrichten könnte, irgend einen seiner Dienerschaft rufen zu lassen. Nach einigen Nachdenken sagte er mir:

„Ich habe mich stets selbst rasiert, niemals jemandem erlaubt, mir mit der Hand im Gesicht herumzufahren. Kraftlos wie ich jetzt bin, muß ich mich wohl fügen, aber, Doktor, diese Erlaubnis werde ich niemandem als Ihnen erteilen. Sie sollen mich rasieren.“

Ich erklärte mich dazu für völlig ungeeignet und bat, der Kaiser möchte doch eine geübtere Hand auswählen, als die meinige.

„Es soll sich,“ fuhr er fort, „niemand rühmen, mir mit seiner Hand über das Gesicht gefahren zu sein, übrigens können wir ja noch warten.“

7. April.

Verdacht Napoleons gegen Antommarchi als den Verbreiter falscher Nachrichten.

Die Nacht war wieder sehr unruhig bei heftigen Kopfschmerzen; gegen 2 Uhr morgens ließ das Fieber etwas nach infolge starker Transpiration. Der Puls war schwach und unregelmäßig.

Im Laufe des Tages wurden zwei Lavements gegeben, mit reichlichem Erfolge. Um 4 Uhr nahm er etwas Gelatine und einen gebratenen Apfel zu sich. Er war ziemlich guter Laune, stand auf, rasierte sich und machte Toilette.

„Nun, Doktor," rief er mir zu als ich eintrat: „es war auch diesmal noch nichts."

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Sire, Ihre Stunde hat noch nicht geschlagen."

Er setzte sich auf einen Lehnstuhl, verlangte nach den Zeitungen, las darin und stieß auf einige beleidigende Bemerkungen über zwei seiner Generäle, welche von einem von uns herstammen sollten. Seine Stirn verfinsterte sich, sein Blick leuchtete auf wie Feuer, als er mir zurief:

„Das kommt von Ihnen, mein Herr! Sie sind der Verbreiter dieser Nichtswürdigkeiten, die Sie mir in den Mund legen: wer veranlaßte Sie dazu? Haben Sie sich mir deshalb angeschlossen, um mir verläumderische Worte in den Mund zu legen? Ich sollte meine Freunde, die Meinigen, diejenigen, welche mein Schicksal geteilt haben, herabsetzen, entehren! Was wollen Sie noch weiter, wer hält Sie zurück — eilen Sie nach Europa, schreiben Sie Schmähschriften: diese sind immer willkommen! Die Emigranten werden applaudieren, ich werde nicht mehr zugegen sein, um Sie Lügen zu strafen. Sie werden von Ihren Lügen Vorteil haben, gehen Sie!"

Napoleon stand auf, um sich zu entfernen, begann aber nochmals:

„Gewiß, es sind Fehler begangen worden, aber wer wäre fehlerlos? Der in seiner kleinen Sphäre lebende Bürger hat Augenblicke von Stärke wie von Schwäche und man will, daß Männer, welche mitten unter den Zufälligkeiten des Krieges lebten, welche fortwährend mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatten, stets das Rechte getroffen, niemals sich selbst verleugnet hätten?"

Gegen Abend nahm der Kaiser eine Abführungspille; wir schlugen ihm abermals vor, ein Decoct von Chinin zu nehmen. Er lehnte ab und nahm später etwas Arrowroot-suppe, zwei Löffel Gelatine und trank dazu mit Wasser verdünnten Rotwein. Gegen Abend stellten sich die alten bedenklichen Erscheinungen wieder ein.

8. April.

Die Nacht verlief schlecht, der Puls war schwach, schnell und unregelmäßig. Napoleon nahm gegen Morgen wieder etwas Arrowrootsuppe und Gelatine mit zwei Bisquits und ein wenig Muskateller und Frontignan.

Am Nachmittage, nachdem sich ein starker Stuhlgang eingestellt hatte, willigte der Patient endlich ein, eine Unze Chinin-Decoct zu sich zu nehmen. Gegen Abend genoß er etwas Nudelsuppe und Gelatine, spät am Abend wurde eine Abführungspille verabreicht. Der Puls war beim Einbruch der Nacht normal.

9. April.

Der Kaiser hatte eine ziemlich gute Nacht. Er hat etwas mit Citronensaft gesäuerten Thee zu sich genommen und um 3 Uhr morgens eine Unze Chinin-Decoct. Gegen Morgen stellte sich Erbrechen schleimiger Massen ein. Der Puls war schwach, hatte aber 72—84 Schläge in der Minute. Der Kaiser war finster gestimmt. Seine Kräfte aben sichtlich abgenommen.

10. April.

Der Reiz zum Brechen stellte sich wieder ein; der Patient brach schließlich alles aus, was er genossen hatte. Dabei war der Puls mit 72 Schlägen so gut wie normal. Der Kaiser meinte, es ginge ihm besser.

„Die Krisis“, sagte er, „ist vorüber, ich bin jetzt in dem Zustande, in welchem ich mich seit 8 Monaten befinde: große Schwäche, wenig Appetit und hier die Leber, Doktor“.

Er berührte die rechte Seite mit der Hand. Der Kopf sank ihm auf die Brust: so blieb er unbeweglich liegen bis Doktor Arnott eintrat, welcher um die Erlaubnis bat, ihn mit der Hand betasten zu dürfen. Arnott wollte den Kaiser überreden, daß die Leber nicht affiziert wäre. Der Kaiser warf ihm einen Blick zu, welcher Zweifel auszudrücken schien, und fügte mit sardonischen Lächeln hinzu:

„Gut, gut, Doktor, ich bin Ihnen dankbar für die Hoffnung, die sie mir machen wollen, lassen Sie mich allein“.

Wir zogen uns sogleich zurück.

11. April.

In der Nacht stellte sich Erbrechen ein, welches mir bedenklich erschien. Ich schlug eine beruhigende Opium-Mixtur vor, welche der Kaiser jedoch zu nehmen ablehnte.

Ich war eben in meiner Behausung angelangt, als ich wieder zu ihm gerufen wurde.

„Doktor“, sagte er mir, als ich eintrat, „Ihr Patient ist von nun an entschlossen, Ihren Vorschriften nachzukommen und ihre Medikamente zu nehmen“.

Sein Blick fiel in diesem Augenblick auf die um sein Bett herumstehenden Diener. Mit einem flüchtigen Lächeln fügte er hinzu:

„Stopfen sie mir aber zunächst diese Schlingel da mit Ihren Droguen voll, und vergessen sie sich selber nicht“.

Wir machten uns über die Mixtur her, ein jeder nahm die vorgeschriebene Dosis. „Nun“, rief Napoleon, „da will ich denn doch mich nicht länger auflehnen, aber nur schnell!“

Er nahm in der Tat das Medikament und schluckte es hinunter — leider hatte es keinen Erfolg, die Erbrechungen ließen nicht nach. Um 5 Uhr morgens, um 6

und um sieben Uhr traten sie nach einer Pause von neuem auf.

Am Vormittag stand der Kaiser um 11 Uhr auf und saß eine Stunde lang in seinem Lehnstuhl. Er nahm einige Löffel mit Wasser verdünnten Zimmet-Liqueur. Gegen Mittag stellte sich wieder in den unteren Extremitäten eine eisige Kälte ein. Ich wollte heiße Umschläge anwenden, allein er sagte:

„Lassen sie nur, da sitzt das Uebel nicht, es sitzt im Magen, in der Leber. Haben sie denn kein Mittel, um die verzehrende Hitze in meinem Innern zu beseitigen?"

Arnott, welcher zugegen war, wollte ihm wiederum auseinandersetzen, daß die Leber sich in normalem Zustande befände.

„Nun ja", bemerkte ihm der Kaiser, „Hudson hat wohl so befohlen?"

Erbrechungen, verbunden mit starkem Würgen stellten sich wieder ein. Ein leichter Schlummer wurde häufig unterbrochen durch ein Gefühl des Erstickens, hervorgerufen durch die Menge von Schleim, welche in den Kehlkopf stieg. Gegen Abend genoß der Kranke ein wenig Gelatine, zwei Löffel Muskatellerwein und zwei kleine Bisquits. Bei Einbruch der Nacht nahm er eine Abführungspille. Er klagte darüber, daß dieselbe im Magen ein unerträgliches Gefühl von Schwere hervorrufe. Gegen Mitternacht stellten sich Erbrechungen ein; gegen Morgen nahm der Patient etwas Gelatine zu sich und zwei Eßlöffel Bordeaux. Von Schlaf war keine Rede.

12. April.

Die Nacht war schlecht. Gegen Morgen stellten sich starke Schleimerbrechungen ein. Die Kräfte schwinden zusehens; der Kaiser nahm wiederum ein wenig Gelatine und einige Eßlöffel Rotwein zu sich. Am Vormittag stellte sich starker Stuhlgang und später auch Erbrechen ein.

Er nahm ein wenig warme Weinsuppe, in welche geröstete Brotstücke getan waren.

Nach Tisch stand der Kaiser auf und ließ sich zu seinem Lehnstuhl führen. Nach einer halben Stunde aber mußte er infolge des Erstarrens der unteren Extremitäten wieder zurück in sein Bett. Am Nachmittage stellte sich nach starkem Erbrechen Schlaf ein. Ich beobachtete während desselben konvulsivische Zuckungen; dabei schien der Kranke fortwährend zu kauen.

Nachdem er erwacht war, aß er ein wenig Reisbrei. Gegen Abend stellte sich wieder Fieber verbunden mit einem Erstarren der unteren Extremitäten ein. Ich riet zu Umschlägen, der Kaiser wehrte mich ab mit den Worten:

„Danke, danke, Doktor, das ist verlorene Mühe. Die Hilfe Ihrer Kunst vermag nichts, die Stunde schlägt, meine Krankheit ist tötlich. Sagen Sie mir, Doktor Arnott, kann man nicht an Schwäche sterben? Wie kann man nur leben, wenn man so wenig genießt?"

13. April.

Der Kaiser hatte eine sehr unruhige Nacht. Den Reisbrei, den er zu sich genommen, hat er mit einer großen Masse von Schleim wieder von sich gegeben. Die wenigen noch vorhandenen Kräfte schwinden, der Patient klagt über heftiges Magendrücken. Gegen Morgen nahm er ein wenig Gelatine, drei Stunden darauf erfolgte wieder heftiges Erbrechen, nach demselben nahm der Patient nochmals etwas Gelatine zu sich und einen gebratenen Apfel. Ein um 11 Uhr vormittags gegebenes Lavement hatte den gewünschten Erfolg; von Abführungs-Pillen aber will der Kaiser nichts mehr wissen. Meine Ueberredungskünste blieben erfolglos.

„Sind die Pillen gut gedreht, Doktor, sodaß sie mir den Mund nicht vergiften?"

„Euer Majestät werden nicht das Geringste verspüren."

„Ist das wahr?"

„Sicherlich“.

„Nun denn, du Schlingel“, wandte er sich an Marchand „verschlucke ein paar“.

Marchand tat wie ihm befohlen und bestätigte, daß sie nach nichts schmeckten.

„Siehst Du, ich habe Dir gesagt, das Dir meine Pillen gut tun werden“.

„Schaden können sie auf keinen Fall“, bemerkte ich.

„Geben Sie ihm nur mehr davon; was mich betrifft, ich will keine Pillen mehr, ich nehme lieber ein Lavement, das ist das beste und einfachste Mittel, die Engländer schämen sich ein Lavement zu nehmen; ich bin nicht so zimperlich“.

Zu Mittag erfolgte wiederum ein zweimaliges Erbrechen.

Der Kaiser verließ sein Bett, ließ sich zu seinem Lehnstuhl führen und nahm das gewöhnliche Quantum Chinin. Nach einer halben Stunde schon ging er wieder zu Bett. Er verlangte Papier, Feder und Tinte und befahl, daß Montholon und Marchand eintreten sollten.

Am Abend nahm er ein wenig Gelatine und ein paar Löffel Arrowroot Suppe. Das Fieber setzte mit Unterbrechungen wieder ein. Der Kranke bemerkte, er spüre wie seine Kräfte von Tag zu Tag geringer würden.

14. April.

Napoleon über englische Generäle. — Marlborough. — Unpassendes Verhalten Hudson's.

Die Nacht war sehr schlecht. Nach starker Transpiration ließ das Fieber nach, am Morgen um 7 Uhr nahm der Kaiser etwas mit Zitronensaft gesäuerten Thee. Um 8 Uhr Schokolade, zwischen 9—10 ein wenig Gelatine und eine warme Weinsuppe mit gerösteten Brodkrumen und zwei Waffeln. Am Nachmittag nahm er wiederum etwas Weinsuppe und empfing den Doktor Arnott mit großer Zuvorkommenheit. Er sprach über die Schmerzen,

welche er empfände und frug ihn was er tun solle. Plötzlich ohne vermittelnden Uebergang kam er von der Medizin auf den Krieg zu sprechen, gedachte namentlich der englischen Armeen und der Generäle von denen sie kommandiert wurden. Ein reiches Lob spendete er Marlborough. Ich konnte meine Freude über die gute Laune des Kaisers nicht verstecken, er bemerkte es, blinzelte mir zu und fuhr fort:

„Marlborough war keiner, der sich auf sein Schlachtfeld beschränkte, er kämpfte und unterhandelte abwechselnd. Er war Feldherr und Diplomat zugleich; das 20. Regiment wird wohl ein Buch über seine Feldzüge haben?"

„Ich glaube nicht Sire," bemerkte Arnott.

„Ich habe hier ein Exemplar, es wird mir Vergnügen machen, es dem braven Regiment anbieten zu dürfen. Nehmen sie es an sich, Doktor, und weisen Sie ihm einen Platz in der Bibliothek an."

Arnott nahm das Buch und zog sich zurück.

„Was war Ihnen denn vorhin?" frug mich der Kaiser.

„Ich dachte an das Lied von Marlborough mit dem ich in meiner Kindheit in Schlummer gewiegt wurde. Ich wäre beinahe herausgeplatzt, hätte ich nicht vor Eurer Majestät gestanden."

„Ja, ja, sogar die Siege werden lächerlich gemacht!"

Er begann dann lachend eine Strophe aus dem bekannten Liede zu summen.

Während wir uns noch über den tapferen englischen Heerführer unterhielten, hatte der Gouverneur unter dem Arme Arnott's das geschenkte Buch entdeckt und sogleich erklärt, er wolle nicht, daß es dem 20. Regiment überreicht würde. Arnott, in großer Verlegenheit, wußte nichts besseres zu tun, als es bei dem Ordonnanzoffizier, einem Kapitän der 20er zu deponieren. Dieser nahm es ohne weiteres an sich. Hudson, hiervon unterrichtet, eilte herbei, drohte und wetterte und ließ den Kapitän ablösen.

Am Nachmittag stellten sich wieder Erbrechungen ein und konvulsivische Zuckungen, die beinahe eine Stunde anhielten. Der Puls war dabei äußerst schwach und unregelmäßig; kalter Schweiß brach aus bei schmerzhafter Spannung des Unterleibes und heftigen Kopfschmerzen. Der Kranke stöhnte und klagte über starkes Magendrücken. Am Abend genoß er etwas Bouillon mit gerösteten Brotkrumen und ein wenig Gelatine. Hernach kam es zu einem kurzen Schlummer, nach dem Erwachen wiederum zu Erbrechungen schleimiger Massen.

15. April.

Die Nacht war sehr schlecht, bei einem allgemeinen Gefühl von Kälte trat auch noch kalter Schweiß auf; den Puls fühlte man kaum, ich zählte jedoch 100 Schläge in der Minute. Der Atem war kurz; anhaltendes Stöhnen. Während der Nacht nahm der Kaiser etwas Gelatine und ein wenig mit Wasser verdünnten Wein, um 7 Uhr morgens ein wenig Nudelsuppe zu sich. Gegen 9 Uhr besserte sich das Allgemeinbefinden, die Körpertemperatur war ziemlich normal. Das dargereichte Chininpräparat verminderte den Reiz zum Erbrechen; am Nachmittag jedoch stellten sich erneute Erbrechungen ein von schokoladenartiger Färbung.

Abermals wurde das Betreten der kaiserlichen Wohnräume allen mit Ausnahme von Montholon und Marchand untersagt; als dieselben um 6 Uhr den Kaiser verließen, trat ich ein; der ganze Fußboden war mit Papieren bedeckt, alles war etikettiert und mit einer Adresse versehen. Napoleon hatte über sein Necessaire ein Inventar aufgenommen und jedem Stück, aus welchem dasselbe bestand, eine besondere Bestimmung gegeben.

„Da sehen Sie meine Vorbereitungen zum Abmarsch", sagte er: „ich gehe — mit mir ist es aus!"

Ich bemerkte ihm, sein Zustand wäre durchaus nicht so hoffnungslos. Er unterbrach mich mit den Worten:

„Keine Täuschungen mehr, ich weiß woran ich bin und bin durchaus gefaßt.“

Gegen Abend stellten sich heftige Schmerzen in der Leber ein, der Kaiser war sehr abgespannt, er hatte zuviel geschrieben; er nahm nur sehr wenig Nahrung zu sich; zwei Lavements wurden verabfolgt.

16. April.

Die Nacht war ziemlich ruhig, obwohl der Schlaf häufig von Erstickungsanfällen gestört wurde, eine Folge von krampfhaftem Zusammenschnüren der Kehle. Der Puls schwankte zwischen 80 und 100 Schlägen. Ueber den ganzen Körper hatte sich eine Leichenfarbe gebreitet; obwohl der Kranke einige Nahrung zu sich nimmt, fällt er doch sichtlich ab. Am Nachmittage wurden die Zimmer wieder abgesperrt. Graf Montholon und Marchand blieben bis 5 Uhr, dann wurde ich gerufen. Ich fand ihn in einem Zustande völliger Erschöpfung.

„Ich habe zuviel geschrieben“, sagte er, und indem er die Hand auf die rechte Rückenseite legte, „welche Schmerzen!“ Ich fühle an der linken Seite des Magens einen beunruhigenden Druck.“

Die unteren Extremitäten waren wie erstarrt. — Gegen Abend besserte sich der Zustand, der Kranke nahm ein wenig Nahrung zu sich. Vielleicht zuviel, denn die Verdauung vollzog sich unter großen Beschwerden. Der Puls wurde immer unregelmäßiger und schwächer. Der Kranke war außergewöhnlich beunruhigt, plötzlich wandte er sich mit den Worten an mich:

„Sie müssen sich verheiraten, Doktor, ich werde das übernehmen.“

Ich wußte nicht recht, wo er hinaus wollte. Er fuhr sogleich fort:

„Sie sind zu hitzig, zu lebhaft, Sie bedürfen eines beruhigenden Mittels, — heiraten Sie eine Engländerin.

Diese Damen mit ihrem eisigen Blut werden das Feuer dämpfen, von welchem Sie verzehrt werden. — Sie sind ein zu hartnäckiger Mann."

„Ich wollte Eurer Majestät Linderung schaffen, mißfallen wollte ich Ihnen nicht."

„Ich weiß wohl, Doktor, Ihr Patient wird von nun an gefügiger sein, geben Sie her."

Ich reichte ihm die bestimmte Medizin, er schluckte sie ohne weiteres hinunter und sagte:

„Wenn man sich der Unehrerbietigkeit gegen Galen schuldig macht, so muß man auf diese Weise büßen."

17. April.

Der Puls war die ganze Nacht über schnell und unregelmäßig, nach Mitternacht stellte sich starkes Erbrechen ein, schleimige Massen verbunden mit unverdauter Speise wurden abgegeben, dasselbe wiederholte sich nach 2 Uhr Nachts. Der Kranke war während des Restes der Nacht überaus unruhig, er klagte über Kälte und Erstickungsanfälle; gegen Morgen war der Puls kaum noch zu fühlen, bei völliger Entkräftung. Am Morgen um 6 Uhr wurde das gewöhnliche Chinin-Quantum verabfolgt; es trat alsdann eine Besserung ein, im Laufe des Tages verließ der Kranke zweimal das Bett.

Ich hatte bemerkt, daß der Zustand des Kaisers erträglich war, wenn die Eingeweide entleert waren. Ich befürwortete daher weitere Abführungsmittel; die Lakritze war ihm mit der Zeit widerlich geworden. Bisher hatte er weder Zitronen- noch Orangen-Limonaden gebraucht. Ich verordnete dieselben. Er ließ auch sogleich Zitronen und Orangen herbeischaffen, beide Früchte gab es auf der Insel, allein sie waren so sauer, daß ich Anstand nahm, sie zu gebrauchen. Orangen vom Kap waren nicht herbeizuschaffen. Das Getränk mundete dem Kaiser natürlich nicht.

„Was ist das für ein entsetzliches Ges . . . . " rief er.

„Limonade, Sire.“

„Limonade? Mit Kränkungen überhäuft,“ fügte er hinzu „allen Entbehrungen preisgegeben .... in was für Hände bin ich gefallen!“

Er beruhigte sich endlich wieder und nahm ein Lavement, dem reichliche Schleimentleerung folgte. Ich kam wieder auf die Abführungs-Pillen zusprechen. Napoleon wollte nichts davon wissen, der Puls ist besser, 76 Schläge in der Minute, die Körpertemperatur beinahe normal, der Urin sehr trübe; der Patient genoß etwas Fasanen-Hachis und trank dazu ein kleines wenig verdünnten Bordeaux. Am Abend nahm er die gewohnte Chinindosis. Eine Stunde später erbrach er alles was er genossen hatte. Bei Einbruch der Nacht verordnete ich ein Lavement, infolgedessen wiederum eine große Menge Schleim abging.

18. April.

Die Nacht war eine der schlechtesten die der Patient bisher hatte. Er klagte über unerträgliche Hitze und Schmerzen im Unterleibe. Uebelkeit und Erbrechen hielten bis gegen 5 Uhr morgens an; der Kaiser ist sehr niedergeschlagen und kann nur mit Mühe sprechen. Die Haut ist klebrig, der Puls schwach und unregelmäßig. Er nahm etwas Nahrung zu sich, welche er auch zum Teil bei sich behielt. Er stand auf, legte sich nieder und stand wieder auf. Es hatte sich seiner eine Unruhe bemächtigt, die er nicht überwinden konnte. Um 5 Uhr morgens zeigte der Puls 80—90 Schläge. Ein um 2 Uhr nachmittags verabfolgtes Lavement hatte den gewohnten Erfolg. Ich brachte einige mir zuträglich erscheinende Medikamente in Vorschlag.

„Nein“, sagte er im Tone eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. „England reklamiert meinen Kadaver, ich will England nicht warten lassen, ich will ohne Droguen sterben.“

„So weit ist es noch nicht“, sagte mir später Arnott.

„Sie machen uns Hoffnungen, Herr Kollege, setzen Sie mir ihre Beweggründe auseinander, ich möchte sie gern teilen.“

Während ich ihm eine genaue Analyse der Symptome unterbreitete und über die Natur der Krankheit redete, sprach Arnott von Drüsenverhärtungen und erblichen Leiden. Ich bemerkte ihm, daß Hudson jedenfalls der erste Kerkermeister der Welt wäre, allein seine physiologischen Anschauungen müßten doch wohl erst von der Zeit erwiesen werden. Meine Aeußerung mißfiel dem Engländer und er bemerkte, Napoleon klage doch fortwährend über Drüsenverhärtungen. Diese, meinte ich dagegen, wären doch nur eine Folge des Klimas.

„Oh! Das Klima ist durchaus gesund“, warf mir Arnott ein, „wir befinden uns hier grade so wohl, als wären wir in England.“

„Sie, Doktor, sind abgehärtet, für Sie wäre ein Krankenlager von 8—9 Monaten nur eine Bagatelle.“

„Es ist wahr, ich habe klimatischen Verhältnissen meinen Tribut gezollt, ich bin auf grausame Proben gestellt worden, allein ein einzelner Fall ist doch nicht entscheidend.“

„Nein, aber diese Menge von Soldaten in den Hospitälern.“

„Das ist eine Folge des schweren Dienstes Tag und Nacht.“

„Nicht des Klimas?“

„Nein, das Klima hat nichts damit zu tun, die Luft hier ist rein, gemäßigt, wir erfreuen uns im vollen Maße unserer Körperkräfte. Wir würden uns nicht besser in unserem Geburtslande befinden. Wenn Sie sich leidend fühlen, so bedenken Sie, daß es sich um Erscheinungen handelt, mit denen Ort und Klima nichts zu tun haben. Man lebt, man stirbt, wenn die Stunde gekommen ist. Wir sind wie Pendel, welche eine bestimmte Zeit hin und herschwingen, dann stehen sie still, weder die Luft noch die Temperatur können die Bewegungen verlängern.“

„Meinen Sie, daß das Atmen einer bald heißen, bald kalten, jetzt trocknen, dann wieder feuchten Luft noch dazu, wenn die Veränderungen sich innerhalb einer Stunde vollziehen, unschädlich ist?"

„Sie übertreiben! Sehen Sie doch, was für schönes Wetter wir haben!"

„Ja, in diesem Augenblick. Warten wir ein wenig und Wind und Nebel werden uns überraschen."

„Oh! Das kann vielleicht einmal vorkommen."

„Nein, das ist die Regel hier, ich habe meine Beobachtungen gemacht. Hier sind sie und nun möchte ich fragen, ob man den Kaiser ohne Hintergedanken auf diesen Felsen geschickt hat: im April hatten wir 2 und einen halben Tag schönes Wetter, im Mai 2 Tage, im Juli 3 wenn Sie mir nicht glauben, so überzeugen Sie sich."

Ich überreichte ihm meine meteorologischen Beobachtungen während der Jahre 1816/1817.

April 1816:

1.	Mittags	73	Fahrenheit*)	leichter Regen,
2.	„	72	„	„ „
3.	„	73	„	etwas „
4.	„	72	„	ziemlich schönes Wetter.
5.	„	72	„	Regen
6.	„	72	„	Regen und Nebel,
7.	„	70	„	„ „ „
8.	„	70	„	„ „ „
9.	„	71	„	etwas Regen,
10.	„	68	„	Regen und Nebel
11.	„	70	„	„ „ „
12.	„	66	„	„ „ „
13.	„	69	„	„ „ „
14.	„	68	„	„ „ „
15.	„	70	„	„ „ „

*) 68 Grad Fahrenheit sind gleich 16 Grad Réaumur.

April:

16. Mittags 70 Fahrenheit Regen und Nebel
17. „ 66 „ „ „ „
18. „ 68 „ „ „ „
19. „ 69 „ „ „ „
20. „ 70 „ „
21. „ 70 „ „
22. „ 70 „ „ „ „
23. „ 72 „ nachmittags Regen,
24. „ 67 „ Regen und Nebel,
25. „ 70 „ schönes Wetter,
26. „ 70 „ „ „
27. „ 69 „ Vormittags schönes Wetter, Nachmittags etwas Regen,
28. „ 68 „ etwas Regen,
29. „ 66 „ „ „ mit Wind,
30. „ 69 „ viel Regen bei starkem Winde.

„Nun ja, mein Herr," bemerkte Arnott, „dieser Monat war überall feucht. Der Monat Mai, ich bin überzeugt, war trockner."

Ich fuhr fort zu berichten:

Am 1. Mai zu Mittag 70 Grad Fahrenheit, leichter Regen.
„ 2. „ „ „ 69 „ „ „ „.
„ 3. „ „ „ 70 „ „ „ „
„ 4. „ „ „ 68 „ „ Regen.
„ 5. „ „ „ 70 „ „ „
„ 6. „ „ „ 70 „ „ „
„ 7. „ „ „ 69 „ „ „
„ 8. „ „ „ 66 „ „ „
„ 9. „ „ „ 68 „ „ „
„ 10. „ „ „ 66 „ „ „
„ 11. „ „ „ 69 „ „ „
„ 12. „ „ „ 68 „ „ „
„ 13. „ „ „ 70 „ „ Regen mit Unterbrechung.
„ 14. „ „ „ 68 „ „ Regen.

Am 15. Mai zu Mittag 70 Grad Fahrenheit, Regen.
„ 16. „ „ „ 68 „ „ „
„ 17. „ „ „ 70 „ „ ein wenig Regen.
„ 18. „ „ „ 70 „ „ Regen.
„ 19. „ „ „ 68 „ „ „
„ 20. „ „ „ 66 „ „ „
„ 21. „ „ „ 70 „ „ etwas Regen.
„ 22. „ „ „ 72 „ „ schönes Wetter.
„ 23. „ „ „ 72 „ „ etwas Regen.
„ 24. „ „ „ 70 „ „ „ „
„ 25. „ „ „ 68 „ „ „ „
„ 26. „ „ „ 68 „ „ schönes Wetter.
„ 27. „ „ „ 65 „ „ etwas Regen.
„ 28. „ „ „ 65 „ „ „ „
„ 29. „ „ „ 66 „ „ Regen.
„ 30. „ „ „ 65 „ „ „

„Wie!“ rief Doktor Arnott, „nur 2 schöne Tage! Das ist unmöglich. Diese Beobachtungen sind ungenau.“

„Die Ergebnisse der Beobachtungen Jennings würden Ihnen mehr Vertrauen einflößen, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel, dieser berühmte Meteorologe.“

„Sind grade so wie die Meinigen.“

„Es ist kaum glaublich.“

„Idyllische Auffassungen nach Art Hudson's sind da nicht zulässig.“

„Nun vielleicht erweist sich der Monat Juni besser.“

Ich las:

Juni 1. zu Mittag 64 Grad Fahrenheit Regen und Nebel.
„ 2. „ „ 64 „ „ „ „ „
„ 3. „ „ 64 „ „ etwas Regen.
„ 4. „ „ 64 „ „ „ „
„ 5. „ „ 64 „ „ „ „
„ 6. „ „ 63 „ „ „ „
„ 7. „ „ 63 „ „ nachmitt. Regen.
„ 8. „ „ 64 „ „ etwas Regen,

Juni	9.	zu Mittag	63	Grad	Fahrenheit	Regen und Wind
„	10.	„ „	60	„	„	Regen, Wind und Nebel.
„	11.	„ „	64	„	„	am Morgen Regen, Wind und Nebel.
„	12.	„ „	62	„	„	Wind, im übrigen schönes Wetter.
„	13.	„ „	62	„	„	Wind und Regen.
„	14.	„ „	64	„	„	etwas Regen.
„	15.	„ „	64	„	„	schönes Wetter.
„	16.	„ „	65	„	„	abwechselnd Regen und schönes Wetter.
„	17.	„ „	64	„	„	Regen.
„	18.	„ „	63	„	„	„
„	19.	„ „	63	„	„	Nebel und Wind.
„	20.	„ „	64	„	„	„ „ „
„	21.	„ „	64	„	„	Regen und Wind.
„	22.	„ „	62	„	„	Regen, Wind und Nebel.
„	23.	„ „	62	„	„	Wind bei schönem Wetter.
„	24.	„ „	„ 64	„		schönes Wetter, Wind.
„	25.	„ „	64	„	„	Regen und Wind.
„	26.	„ „	64	„	„	„ „ „
„	27.	„ „	63	„	„	„ „ „
„	28.	„ „	63	„	„	etwas Regen.
„	29.	„ „	64	„	„	„ „ mit Nebel.
„	30.	„ „	64	„	„	„ „ „ Nebel.

„Das ist ja unmöglich“, rief wiederum der Herr Kollege, „da müßte ja der kräftigste erliegen.“

„Ohne erbliche Krankheit, nicht wahr?“

„Sie tummeln immer das Schlachtroß“, rief Arnott,

„England konnte doch unmöglich die Regentropfen zählen, welche hier fallen. Die meteorologischen Verhältnisse von St. Helena . . . .“

„Waren England wohl bekannt. Beatson hat sie seit 1811 studiert; er stand mit der Admiralität und der „Königlichen Gesellschaft“ in Korrespondenz. Man wußte alles und nur, weil man alles wußte, hat man St. Helena ausgewählt.“

„Wie? Sie wollten behaupten?

„Daß Ihre Aristokratie durchaus moralisch ist, daß sie ihre Feinde weder mit dem Schwerte noch mit Gift verfolgt. Sie gibt ihnen ‚Luft‘.“

19. April.

Der letzte Protest.

Die Nacht verlief ziemlich ruhig, die Erbrechungen hatten nachgelassen, der Kaiser verlangte geröstete Kartoffeln. Das Befinden ist überhaupt ein wenig besser; er aß mit Behagen etwas Nudelsuppe, ohne dieselbe wieder auszubrechen. Der Puls ist zwar schwach, aber ziemlich normal. Der Ausdruck der Gesichtszüge ist ein freundlicherer.

Um 2 Uhr nachmittags stand der Kaiser auf und setzte sich in seinen Lehnsessel. Er war guter Laune und verlangte, daß man ihm etwas vorlese.. Da der General Montholon seiner Freude über die Besserung Ausdruck verlieh und auch ich, obwohl meine Hoffnungen sehr gering waren, mich erleichtert fühlte, lächelte der Kaiser uns freundlich zu und sagte:

„Sie täuschen sich nicht, meine lieben Herren, es geht mir heute besser, allein ich bin doch überzeugt, daß das Ende nahe ist. Wenn ich tot sein werde, so werdet Ihr den süßen Trost haben, nach Europa zurückzukehren, Ihr werdet, die einen die Verwandten, die andern Eure Freunde wiedersehen. Ich aber werde in den elyseeischen Gefilden

meine Tapferen wiederfinden, ja" — seine Stimme wurde laut — „Kleber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Berthier sie alle werden mir entgegenkommen. Sie werden mir von dem sprechen, was wir gemeinschaftlich geleistet haben, ich werde ihnen die letzten Ereignisse meines Lebens erzählen. Bei meinem Wiedersehn werden sie außer sich sein vor Begeisterung und Ruhm. Wir werden über unsere Kriege mit Scipio, mit Hannibal, mit Caesar und mit Friedrich plaudern — welches Vergnügen! Hoffentlich", fügte er lächelnd hinzu, „wird man dort keine Befürchtungen hegen, wenn man so viele Krieger beisammen sieht . . . ."

In diesem Augenblick trat Arnott ein. Der Kaiser bewillkommente ihn auf das Liebenswürdigste und richtete einige Fragen über seine Krankheit an ihn; er sagte ihm u. a., daß er beinahe stets, wenn er sich aufrichte, ein schmerzliches Gefühl und Hitze im Magen verspüre, es pflegten sich zugleich Uebelkeit und Erbrechungen einzustellen; dann brach der Kaiser plötzlich ab und fuhr nach einer Weile in feierlichem Tone fort:

„Es ist geschehen, Doktor, der Schlag ist geführt, ich bin meinem Ende nah. Der Erde überantworte ich meinen Leib . . . Treten Sie näher, Bertrand, übersetzen Sie dem Herrn, was Sie von mir hören werden. Lassen Sie kein Wort aus:

„Ich war gekommen, um mich am Herde des britischen Volkes niederzulassen. Ich verlangte eine loyale Gastfreiheit; gegen alles, was auf der Welt als Recht gilt, antwortete man mir mit Ketten. Eine andre Aufnahme hätte ich bei Alexander gefunden. Der Kaiser Franz hätte mich rücksichtsvoll behandelt, der König von Preußen sogar wäre edelmütiger gewesen! England aber nahm es auf sich, die Könige zu verleiten, und der Welt das unerhörte Schauspiel zu geben, wie vier Großmächte über einen einzelnen Menschen herfallen; das englische Ministerium war es, welches diesen abscheulichen Felsen aussuchte, auf

welchem in weniger als drei Jahren die Europäer ihr Leben darangeben, um das meinige durch Mord zu enden. Wie haben sie mich behandelt seit ich hierher verbannt wurde! Es gibt keine Erniedrigung, die sie mir anzutun sich nicht gefreut hätten. Die Verbindungen mit meiner Familie, Verbindungen, die man niemals jemandem untersagt hat, sind mir von ihnen verweigert worden. Sie haben keinerlei Nachricht, kein Blatt Papier aus Europa zu mir gelangen lassen. Für mich lebten weder meine Frau, noch mein Kind mehr. Sie haben mich sechs Jahre hindurch unter der Folter des Geheimnisses gehalten. Auf dieser ungastlichen Insel haben sie mir einen Ort zum Aufenthalt angewiesen, der am wenigsten bewohnbar ist, an dem die mörderischen Einflüsse des Klimas am empfindlichsten auftreten. Ich mußte mich auf vier elende Räume in ungesunder Atmosphäre beschränken: ich, der ich zu Pferde Europa durchmessen habe! Sie haben mich langsam, Schritt für Schritt, in überlegter Weise ermordet und ein nichtswürdiger Hudson ist der Ausführer der Anschläge der englischen Minister geworden".

Nach einer kurzen Pause schloß der Kaiser:

„Ihr Engländer werdet ebenso enden, wie die stolze Republik Venedig und ich, der ich auf diesem Felsen von den Meinigen abgeschieden, das Notwendigste entbehrend, sterbe, ich vermache die Schmach und die Schrecken meines Todes der regierenden Familie von England." —

Am Nachmittage hatte der Kaiser infolge großer Schwäche eine Art von Ohnmachtsanfall, gegen Abend ging es wieder besser. Um acht Uhr nahm er etwas Nahrung zu sich, ohne dieselbe wieder von sich zu geben. Er schlief bis gegen zwölf Uhr, dann erwachte er plötzlich in kalten Schweiß gebadet. Der Unterleib war hart, der Schlund trocken und brennend, bei unlöschbarem Durst, dabei wurde es ihm schwer, Flüssiges zu verschlucken, er hatte Widerwillen gegen das kalte Wasser. Der Puls war unruhig, zwischen achtzig bis neunzig Schlägen in der Minute.

20. April.

Die violettfarbigen Strümpfe der Priester.

Gegen drei Uhr morgens stellte sich etwas Appetit ein, der Kaiser befand sich überhaupt besser; der Puls ist fast normal, wenn auch schwach: sechsundsiebzig Schläge in der Minute. Die Körperwärme ist ebenfalls die natürliche. Ein Lavement hatte eine Entleerung unverdauter Speisen zur Folge.

Der Tag verlief ziemlich ruhig, gegen Abend aber klagte der Kranke über Schmerzen und unerträgliche Hitze im Magen, er verlangte, daß ihm vorgelesen würde, schlief aber bei der Lektüre sofort ein. Dieselbe wurde trotzdem fortgesetzt, da sie nicht unterbrochen werden durfte, ehe der Kaiser es nicht befohlen hatte. Als er plötzlich erwachte, frug er, was es gäbe, man sagte ihm, der Autor schildere die Priester als eine gehässige, allem Wohltun abgeneigte Rasse.

„Das ist eine Uebertreibung! Die Priester sind es, die mir am wenigsten gekostet haben, sie waren alle gegen mich: als ich ihnen aber gestattete, violettfarbige Strümpfe zu tragen, waren sie für mich".

21. April.

Die chambre ardente. — Napoleon ein gläubiger Katholik.

Die Nacht über hat der Kaiser fast garnicht geschlafen. Um vier Uhr morgens hat er etwas zu sich genommen, ohne Reiz zum Brechen zu verspüren. Bei Tagesanbruch stand er auf und brachte drei Stunden mit diktieren zu; auch schrieb er hin und wieder selbst. Diese Arbeit hatte zunächst keinerlei nachteilige Wirkung, aber gegen neun Uhr stellten sich wieder Erbrechungen ein. Den ganzen Tag über war er unruhig. Um ein Uhr schickte er nach Vignali.

„Wissen Sie Abbé", frug er denselben, „was man unter einer chambre ardente*) versteht?

„Jawohl, Sire".

„Haben Sie schon einmal eine solche hergerichtet?"

„Noch nicht, Sire".

„Sie werden die meinige einrichten".

Der Kaiser ging auf alle Einzelheiten ein und erteilt dem Abbé lange genaue Instruktionen. Seine Züge waren dabei merkwürdig bewegt, zuweilen bemerkte ich Verzerrungen. Ich weiß nicht, wie er dazu kam: er wandte sich plötzlich mit den Worten an mich:

„Sie sind allerdings über diese Schwächen erhaben, Doktor, allein — was wollen Sie — ich bin weder Philosoph noch Arzt; ich glaube an Gott; ich bin von der Religion meines Vaters, ich bin kein Atheïst."

Er wandte sich dann wieder an Vignali:

„Ich bin als Katholik geboren, ich will die Pflichten welche die katholische Religion mir auferlegt, erfüllen und den Beistand entgegennehmen, welchen sie gewährt. Sie werden jeden Tag in der improvisierten Kapelle nebenan die Messe lesen und während vierzig Stunden das heilige Altar-Sakrament ausstellen. Wenn ich tot bin, werden Sie den Altar an das Kopfende meines Bettes stellen, Sie werden fortfahren, die Messe zu lesen. Sie werden allen Zeremonien, die gebräuchlich sind, entsprechen, und erst damit aufhören, wenn ich bestattet werde."

Der Abbé zog sich zurück und ich blieb allein mit dem Kaiser. Derselbe kam wieder auf meine vermeintliche Ungläubigkeit zu sprechen und sagte:

„Wie können Sie so weit gehen, Gott zu verleugnen? Alles hienieden bezeugt sein Dasein, die größten Geister haben an Gott geglaubt."

„Aber, Sire, ich habe die Existenz Gottes nie in Zweifel gezogen. Eure Majestät haben vielleicht, während

*) Totenkammer.

ich Ihnen den Puls fühlte, in meinen Zügen einen Ausdruck gefunden, der Sie zu solchem Irrtum verleitet hat."

„Sie sind Arzt, mein Lieber", fuhr er fort, „Aerzte sind durch die Bank Materialisten und glauben an nichts." —

Am Nachmittag stellte sich bei benommenem Kopf ein unerträglicher Schmerz im Unterleibe ein, eine allgemeine Erkaltung trat hinzu; das Atmen ging nur mit Beschwerden vor sich: gegen Abend schwanden diese beängstigende Symptome wieder; um sechs Uhr verlangte der Kaiser etwas zu sich zu nehmen. Was er genossen hatte, gab er nach einer Stunde wieder von sich. Er schlief sodann ohne Unterbrechung den ganzen Abend über.

22. April.

Die Nacht war gut, trotzdem war der Kaiser am Morgen in sehr gedrückter Stimmung; er klagte über heftige Magenschmerzen, verlangte jedoch nach Nahrung — er erbrach dieselbe alsbald wieder. Den Tag über schlummerte er viel. Genießen wollte er jetzt nichts, ein ihm beigebrachtes Lavement hatte eine Entleerung von Schleimmassen zur Folge. Der Puls wies zwischen vierundachtzig und neunzig Schlägen auf. Der Patient erklärte sich bereit, folgenden Trank zu sich zu nehmen.

Magnesiae sulphatis 3 vj. Solve in aquae purae octa. Adde infus. gentianae compositae ℥ vj, et tinct, compositae ejusdem ℥ ß F. mixtura, cujus sumat cochlearia tria ampla subinde.

Am Nachmittage stellten sich von neuem Erbrechungen ein. Nachdem dieselben vorüber waren, genoß der Kaiser ein wenig Bouillon mit Ei, Sauerampfer und hernach Fasan à la Purée.

Gegen Abend stellte sich wiederum Fieber bei großer Gesprächigkeit ein.

„Sie haben es mir ja gesagt, Doktor, hier . . . jawohl hier . . . ist der Sitz der Krankheit, ich fühle es . . . aber . . ."

Er berührte die Magengegend mit der Hand, richtete den Blick gen Himmel und schwieg. Um acht Uhr verlangte er nach etwas Suppe, nahm auch etwas Gelatine zu sich, zwei Stunden später gab er alles wieder von sich; er lag einen großen Teil der Nacht über mit offenen Augen da.

23. April.

Endlich gegen zwei Uhr morgens schlief der Kaiser ein; er fühlte sich beim Erwachen um sieben Uhr ein wenig besser. Er genoß etwas Nudelsuppe und Gelatine. Am Vormittage bekam er eine Unze von dem verordneten Getränke; später nahm er wiederum etwas Nahrung zu sich, auch ein wenig Kaffee, alsdann blieb er bis einhalb sechs mit dem Grafen Montholon und mit Marchand allein. Er hat viel geschrieben und war in einem Zustande völliger Erschöpfung. Um sechs Uhr stellte sich schwaches Fieber ein, was ihn nicht verhinderte, später etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er gab dieselbe jedoch gleich wieder von sich und verfiel in Schlaf, der den ganzen Abend über anhielt.

24. April.

Der Kaiser hatte eine gute Nacht, er schlief noch um sieben Uhr; als er erwachte, merkte man, daß seine Kräfte aufs äußerste erschöpft waren. Die Temperatur war ziemlich normal, der Puls ergab zwischen achtundsiebzig und zweiundachtzig Schlägen. Um sieben Uhr nahm er etwas Nudelsuppe und schlief wieder ein. Als er um zehn Uhr erwachte, war das Fieber beinahe verschwunden, die Kräfte aber waren auf ein Minimum reduziert. Um elf Uhr genoß er etwas Bordeaux und drei Bisquits; um ein Uhr aber brach er alles wieder aus, sodann machte er sich wieder mit Montholon und Marchand unter Absperrung seiner Zimmer an die Arbeit. Um sechs Uhr wurde ich gerufen.

„Ich habe zuviel geschrieben Doktor," stöhnte er, „ich kann nicht mehr! die Kräfte verlassen mich."

Es stellte sich alsbald Fieber mit einem Gefühl von Schwindel ein, dazu Ohrenklingen und eine unerträgliche Hitze im Unterleibe; ein unaufhörliches Aufstoßen und ein behindertes Atemholen beunruhigten den Patienten stark. Er sprach beinahe fortwährend von den verschiedenen Religionen, den religiösen Streitigkeiten und dem Plane, welchen er gehabt hätte, alle Sekten zu einem Ausgleich zu bringen. Er konnte den Plan nicht durchführen, weil Unglücksfälle sich einstellten; jedenfalls habe er die Religion wieder hergestellt. Hätten die Menschen keine Religion, so würden sie sich gegenseitig Kleinigkeiten halber umbringen.

Um 8 Uhr genoß er ein wenig Reis und ein frisches Ei, um 10 Uhr eingemachte Johannisbeeren mit einigen bengalischen Bisquits. Um 10 Uhr brach er alles aus, was er genossen hatte. Es stellte sich infolgedessen eine Unruhe ein, welche den Schlaf verscheuchte.

25. April.

Der Kaiser hat keinen Augenblick während der Nacht die Augen geschlossen, er hatte starkes Fieber und phantasierte fast fortwährend. Um 4 Uhr morgens stellten sich wiederum Erbrechungen von schwärzlicher mit geronnenem Blut zersetzter Schleimmasse ein. Der Tag brachte ein wenig Schlummer, um 8 Uhr aber stellten sich von neuem Erbrechungen wie vorhin ein. Die ausgebrochene Masse enthielt einige Klümpchen Venenblut, aus denen man auf eine organische Verletzung des Magens schließen konnte; das Erbrochene verbreitete einen fauligen Geruch, das Fieber wechselte fortwährend, die Füße waren eiskalt und nicht mehr zu erwärmen. Die später nochmals ausgebrochenen Substanzen waren dunkelfarbig und von festen Schleimmassen durchsetzt. Um 10 und um 2 Uhr wurden Lavements

gegeben, bei denen große Mengen Galle abgingen. Gegen Abend nahm der Kranke drei Löffel von der vorerwähnten Mixtur, zwei Stunden darauf ein wenig Griessuppe. Da er sich etwas besser befand, verfügte ich mich schnell nach der Apotheke, wo meine Gegenwart nötig war. Sobald der Kaiser allein war, ließ er sich Früchte und Wein bringen, kostete einige Bisquits, verlangte Champagner, auch eine Birne; er ergriff eine Weintraube und empfing mich, als ich wieder eintrat, mit lautem Gelächter. Ich ließ sofort den Tisch räumen, allein das Uebel war geschehen; es währte nicht lange und heftiges Fieber stellte sich ein.

26. April.

Antommarchi soll Leibarzt Marie Louises werden.

Die Nacht war sehr unruhig. Der Kaiser sprach fortwährend. Um Mitternacht erst wurde er ruhiger. Bei den um 2 Uhr erfolgenden Erbrechungen gab er alles was er genossen hatte wieder von sich. Bei Tagesanbruch hatte sich sein Zustand so weit gebessert, daß er einschlafen konnte. Um 8 Uhr erwachte er, neue Erbrechungen stellten sich ein, welche ihm Erleichterung verschafften.

Der Graf Bertrand ließ mich rufen, um mir mitzuteilen, der Kaiser habe ihn beauftragt, mir zu sagen, daß er mich in seinem Testamente nicht bedacht habe, daß der Kaiser jedoch beabsichtige, mir 200,000 Franks zu hinterlassen.

Als ich wieder beim Kaiser erschien, mußte ich mir sagen, daß die Todesstunde nicht mehr fern sei. Napoleon frug mich:

„Was soll ich dem englischen Arzt als Erkenntlichkeit für seine Besuche geben? Was meinen Sie?"

„Ich würde nicht wagen", erwiderte ich, „der Freigiebigkeit Eurer Majestät Vorschriften zu machen oder ihr Schranken zu setzen".

„Glauben Sie, das 500 Louis'dor genug wären."

„Ja, Sire, ich glaube."

„Gut also. Ich hinterlasse ihm 12000 Francs, Ihnen vermache ich 100000 . . . . "

„Ich bat ihn, sich nicht mit so traurigen Dingen zu beschäftigen, er begann aber von neuem:

„Würde es Ihnen angenehm sein, Doktor, in die Dienste Marie Louises zu treten, ihr als Leibarzt attachiert zu werden?"

„Wenn ich Eure Majestät verlieren sollte, so wäre das alles, was ich mir wünschen könnte."

„Sie ist als meine Frau, die erste Fürstin Europa's, sie ist die Einzige, der Sie nach mir Ihre Dienste widmen könnten."

„Ich werde nie jemanden außer ihr dienen."

„Gut also, Ich werde an die Kaiserin schreiben. Ich hoffe, daß Sie mit dem zufrieden sein werden, was ich für Sie tue."

Das Fieber dauerte den ganzen Tag über bei brennendem Durst und völliger Erstarrung der unteren Extremitäten. Schmerzen im Unterleibe, Erbrechungen, gerade so wie in letzter Zeit. Gegen Abend nahm der Kranke etwas zu sich. Trotz seiner außerordentlichen Schwäche, schrieb er beinahe drei Stunden lang. Nachdem er seine Codizille eigenhändig versiegelt hatte, verfügte er sich zur Ruhe.

27. April.

Der Kaiser hat während der Nacht kein Auge zugetan, erst in den Morgenstunden stellte sich ein leichter Schlummer ein. Um 8 Uhr kam es wieder zu Erbrechungen, das Erbrochene, von schwärzlicher Farbe, verbreitete einen sauren Geruch. Der Puls war sehr schwach, die Körpertemperatur ziemlich normal. Der Kaiser hatte nirgends Schmerzen und verweigerte jedes Medikament. Er will sogar von einem Lavement nichts mehr wissen. Ich wollte

ihm ein Zugpflaster auf den Unterleib legen, auch das wies er ab, willigte aber endlich ein, das ihm ein aromatisches Wachspflaster, wie es in den Dubliner Apotheken hergestellt wird, gelegt würde. Am Vormittage nahm er ein wenig Suppe zu sich — die Kräfte aber schwinden zusehens! Die Erbrechungen nehmen wieder zu. Das Erbrochene glich dem vorherbeschriebenen, nur bemerkte man an der Oberfläche Substanzen, welche in Wasser aufgelöster Schokolade glichen.

Um 3 Uhr nachmittags versuchte der Kaiser zu schreiben, allein seine Kräfte ließen es nicht zu und es kam nur ein Teil von dem achten Kodizil zu stande.

Er will morgen ausführen, was heute nicht mehr an ging — mir scheint, als wäre der Tod ihm nahe. Um 5 Uhr nahm er einige Nahrung zu sich, welche er auch bei sich behielt. Um 7 Uhr entschloß er sich, sein schlecht gelüftetes, kleines, unbequemes Zimmer mit dem Salon zu vertauschen; wir schickten uns an, ihn in denselben zu schaffen.

„Nein", sagte er plötzlich, „erst wenn ich tot bin, für den Augenblick genügt es, daß Sie mich etwas stützen".

28. April.

Was Antommarchi nach dem Tode Napoleons tun soll.

Die Nacht war sehr schlecht. Es kam zu wiederholten Erbrechungen, der Puls war außerordentlich schwach und stieg bis auf 90 Schläge in der Minute. Die Körpertemperatur war weit unter der normalen. Gleich nach 6 Uhr stellten sich von neuem Erbrechungen ein, das Fieber nahm zu.

Die Kräfte schwinden immer mehr. Um 7 Uhr nahm der Kaiser etwas Suppe, ein frisches Ei und in Rotwein getauchten Bisquit. Er richtete Worte der Güte an mich, und gab mir dann mit bewunderungswürdiger Ruhe die nachfolgenden Anweisungen:

„Nach meinem Tode, der nicht mehr fern sein kann, will ich, daß Sie meine Leiche öffnen. Ich verlange ausdrücklich, daß sie keinem englischen Arzt gestatten, mich zu berühren. Haben Sie jedoch den Beistand von irgend jemandem durchaus nötig, so wäre der Doktor Arnott der einzige, den zu verwenden ich Ihnen gestatten würde. Ich wünsche, daß Sie mein Herz in Weingeist tun, und daß Sie es in Parma an meine liebe Marie Louise abgeben. Sie werden ihr sagen, daß ich sie zärtlich geliebt habe, daß ich nie aufgehört habe sie zu lieben. Sie werden ihr alles erzählen, was Sie gesehen haben und was in Beziehung zu meiner Lage und zu meinem Tode stand. Ich empfehle Ihnen vor allen Dingen eine genaue Untersuchung meines Magens, einen genauen Bericht über den Sezierungs-Befund abzufassen und denselben meinem Sohne zu übergeben . . . . Die Erbrechungen, welche sich unaufhörlich folgen, lassen mich vermuten, daß mein Magen unter allen meinen Organen das am meisten angegriffene ist. Ich möchte beinahe glauben, daß mein Magen von derselben Krankheit ergriffen ist, welche meinen Vater um's Leben brachte. . . . . Ein Geschwür am Magenmunde? . . . . Wie denken Sie darüber Doktor?"

Da ich mit meiner Antwort zögerte, fuhr er fort. Ich habe daran denken müssen sowie die häufigen Erbrechungen eintraten. Es ist aber zu bemerken, daß ich nie über meinen Magen zu klagen hatte, daß ich erst in der letzten Zeit am Magen leide, daß ich, während mein Vater kräftige Speisen und Liqueure liebte, ein Feind derselben bin. Wie dem nun auch sei, ich bitte, ich beauftrage Sie, bei Ihrer Untersuchung nichts zu versäumen, damit, wenn Sie meinen Sohn sehen, Sie ihm Ihre Beobachtungen unterbreiten und ihm zugleich passende Vorsichtsmaßregeln oder Heilmittel angeben können. . . . Wenn ich tot bin, werden Sie sich nach Rom verfügen, werden meine Mutter, meine Familie aufsuchen und ihnen alles mitteilen, was Sie inbezug auf meine Lage, meine Krankheit und meinen Tod auf

diesem elenden Felsen beobachtet haben. Sie werden ihnen sagen, daß der „große Napoleon" in kläglichstem Zustande, Mangel leidend am notwendigsten, sich selbst und seinem Ruhme überlassen, geendet hat. Sie werden ihnen sagen, das ich im letzten Augenblick meines Lebens allen regierenden Familien Europas die Schrecken und die Schmach meines Todes als Erbteil hinterlasse. —"

Es war 10 Uhr morgens, das Fieber hörte plötzlich auf, der Kranke befand sich in einem völlig kraftlosen Zustande, dabei sprach er unaufhörlich, seine Worte aber waren zusammenhanglos. Zu Mittag nahm er etwas Nahrung zu sich, nach ein paar Stunden gab er alles wieder von sich. Ich bemerkte in dem Erbrochenen wiederum etwas geronnenes Blut.

Gegen Abend, nach Gebrauch eines Lavement versuchte der Kaiser wiederholt das 8. Kodizill zu seinem Testament zu vollenden, allein er war unfähig zu schreiben, ja er konnte sich nicht mehr aufrecht halten.

29. April.

Napoleon sagt, wo er begraben sein möchte.

Die Nacht war sehr schlecht. Der Kranke nahm fast garnichts zu sich und verbrachte dieselbe schlaflos. Er war der Besinnung beraubt und phantasierte. Gegen Morgen erbrach er das wenige, was er genossen hatte; das Fieber nahm zu, es trat Delirium ein; er sprach über den Magenkrebs, verlangte, daß Baxter erscheinen solle der Richtigkeit der Bülletins wegen. Dann unterhielt er sich plötzlich mit O'Meara über die englische Politik: endlich wurde er wieder ruhiger, sprach aber immer noch von dem Magengeschwür seines Vaters. Er erzählte, daß bei der Sezierung der Leiche seines Vaters die Aerzte von Montpellier die Krankheit für erblich erklärt hätten: daß dieselbe auf alle Glieder der Familie übergehen würde.

„Doktor", wandte er sich an mich, „seien Sie gewissenhaft bei ihren Untersuchungen meines Magens, schreiben Sie alles nieder, was Sie bemerkt haben und übergeben Sie es meinem Sohne. Ich will ihn, wenn ich kann, vor dieser Krankheit schützen".

Gegen Abend wurde ein Lavement gereicht, danach schlief der Kranke ein; sein Schlaf währte bis gegen 11 Uhr. Gegen Mittag nahm er ein wenig Nudelsuppe, ein frisches Ei und etwas Rotwein. Der Puls stieg bis auf 98 Schläge in der Minute.

Gegen Mittag erteilte mir der Kaiser die Erlaubnis, ihm ein Zugpflaster aufzulegen.

„Wenn sie es durchaus wollen", sagte er, „tun Sie es. Ich erwarte davon keinerlei Erfolg, ich bin meinem Ende nah und wünsche Ihnen nur durch meine Einwilligung ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu geben".

So legte ich denn das Pflaster, allein es lag 21 Stunden, ehe es wirkte. Die Erbrechungen hatten aufgehört, der Kaiser trank viel frisches Wasser.

„Wenn das Schicksal", sagte er, „bestimmt hätte, daß ich wieder besser würde, so würde ich an der Stelle, an welcher der Quell, der mir das Wasser liefert, entspringt ein Monument errichten, als Erinnerung an die Erleichterungen, die er mir gebracht hat. Wenn ich sterbe, und man mir ein wenig Erde einräumt, so wünsche ich, daß man mich neben meinen Vorfahren in der Kathedrale von Ajaccio bestattet. Ist es mir nicht erlaubt, dort zu ruhen, wo ich geboren bin, so möge man mich dort einscharren, wo dieses klare Wasser fließt".

Ich schlug ihm folgendes Medikament vor:

R. Aquae menthae viridis ℥ j.
Potassae subcarbonatis ʒ j.
Succi lim. recentis, q. s. ad saturand.
Tincturae calumbae, minim. XXX.
Idem opii, minim. v.
Misce ut fiat haustus sexta-quaque hora sumendus.

Er wies dasselbe ab. Um 9 Uhr abends legte ich ein Zugpflaster auf jeden Schenkel.

30. April.

Der Kaiser hat während der Nacht ein wenig geschlafen. Er mußte sich zweimal erbrechen; das ziemlich starke Fieber verlor sich gegen Morgen. Um 9 Uhr verzeichnete ich 84 bis 91 Pulsschläge in der Minute. Die Haut war feucht, die Atmung ging leicht von Statten. Die Zugpflaster erwiesen sich als völlig erfolglos. Der Kranke war den ganzen Vormittag über bei vollem Bewußtsein, zu Mittag nahm er einige Löffel Nudelsuppe und ein frisches Ei. Es stellte sich ein starkes Brennen im Schlund ein und ein Schlingen und Schluchzen, welches zwei Stunden anhielt. Nach Tische wurde ein Lavement gegeben, hatte jedoch keinen Erfolg. Gegen 3 Uhr nahm das Fieber wieder zu. Der Kranke verweigerte jede Nahrung. Um 9 Uhr wurde das Fieber heftiger, eine allgemeine Aufregung und Beängstigung trat ein; das Atmen wurde beschwerlich. Reichlicher Speichelfluß stellte sich ein, der Puls war kaum noch zu fühlen.

1. Mai.

Ich zählte 100 Pulsschläge in der Minute. Die Haut fühlte sich feucht und klebrig an. Erbrechungen traten wieder unter denselben Erscheinungen wie früher auf. Bei Tagesanbruch schlief der Kaiser ein, erwachte aber bald wieder unter neuen Erbrechungen: sein Zustand verschlimmert sich in schreckenerregender Weise.

Allmählig aber stellte sich einige Beruhigung ein und bei Tagesanbruch wurde das Befinden etwas besser, der Puls wurde kräftiger, blieb aber unregelmäßig, um gleich darauf so schnell zu werden, daß ich 100 Schläge, die allerdings nur schwer zu fühlen waren, in der Minute

zählte. Gegen Mittag stellte sich wiederum bei allgemeiner Unruhe starkes Schluchzen, verbunden mit Atmungsbeschwerden ein; Delirium trat auf, der Kranke phantasierte. Bis Mitternacht hielten diese bedenklichen Symptome an dann wurde es besser. Der Kaiser hat den Tag über nur zwei Bisquits, in Rotwein getaucht, zu sich genommen.

2. Mai.

Napoleon ist etwas ruhiger geworden, die beunruhigenden Symptome sind mehr in den Hintergrund getreten. Gegen Morgen hatte das Fieber sich wieder, verbunden mit Delirium, eingestellt. Der Kaiser sprach fortwährend, meist von Frankreich, von seinem Sohn, von seinen Kampfgenossen:

„Steingel, Desaix, Massena! Ah! ah, der Sieg entscheidet sich für uns — eilen Sie, drängen Sie .... vor zum Angriff .... Der Sieg gehörte uns!"

Ich horchte auf jedes Wort. Ich war bestürzt, ich war außer mir, als Napoleon plötzlich, als habe er seine Kräfte wiedergewonnen, aus dem Bette sprang und durchaus im Garten spazieren gehen wollte. Ich fing ihn in meinen Armen auf, seine Beine versagten den Dienst, er fiel nach rückwärts, ohne daß ich imstande war, ihn zu halten. Wir hoben ihn behutsam auf, wir baten ihn, in sein Bett zurückzukehren, allein er erkannte niemanden mehr. Er wollte durchaus im Garten spazieren gehen.

Der Puls ist auf 108 Schläge gestiegen. Uebelkeit stellt sich ein und ein unaussprechliches Angstgefühl.

Gegen 9 Uhr morgens ließ das Fieber nach. Der Kaiser gab mir einige Anweisungen und fügte hinzu:

„Erinnern Sie sich dessen, was Sie zu tun haben, wenn ich nicht mehr bin. Unterziehen Sie meinen Cadaver einer genauen anatomischen Untersuchung, namentlich aber den Magen. Die Aerzte von Montpellier hatten sich dahin ausgesprochen, daß der Magenkrebs in meiner Familie

erblich sein würde. Der Bericht befindet sich, glaube ich, in den Händen Louis'. Fordern Sie ihn ein, vergleichen Sie ihn mit Ihren eigenen Beobachtungen, damit womöglich mein Sohn von dieser grausamen Krankheit verschont bleibe. Sie werden ihn sehen, Doktor, Sie werden ihm angeben, was er tun soll. Das ist der letzte Dienst, den ich von Ihnen erwarte".

Ich wünschte sehr, des Kaisers Wünsche erfüllen zu können und hatte auch eine zeitlang die besten Hoffnungen; der, in dessen Händen sich der Bericht befand, hatte mir gesagt, er wolle mir denselben mitteilen, aber am andern Morgen stellte sich heraus, daß er ihn garnicht mehr hatte. Ich konnte in der Sache nichts tun — dies in Parantheſe.

Um Mittag bei zunehmenden Fieber zeigte sich bei dem Kranken eine ungewöhnliche Aufregung. Er fixierte mich einige Augenblicke und sagte dann tiefaufseufzend:

„Ich bin sehr krank, Doktor, ich fühle es, ich werde sterben ..."

Er verlor gleich darauf die Besinnung. Bei häufigem Aufstoßen wurde das Atmen immer beschwerlicher; es folgten Erbrechungen — ein sardonisches Lächeln spielte um die Lippen, die sich in ganz sonderbarer Weise zuspitzten.

Es wurde dem Kranken ein wenig Orangenwasser mit einigen Tropfen Aether und Opiumtinktur gereicht. Es stellte sich auch momentan Ruhe ein, der Kaiser kam wieder zur Besinnung und wollte seine letzten Verfügungen treffen, allein, er war nicht mehr Herr seiner Gliedmaßen, die Schwäche war zu groß. Am Nachmittage nahm er zwei in verdünnten Rotwein getauchte Bisquits zu sich.

Es war kein Zweifel mehr: das Ende stand bevor! Einjeder wollte dem Kaiser ein letztes Zeichen seiner Ergebenheit geben. Die Offiziere, Marchand, St. Denis und ich hatten uns die Nachtwachen vorbehalten. Da Napoleon kein Licht vertragen konnte, so waren wir genötigt, alle Hilfeleistungen in tiefster Dunkelheit auszuführen. Befürchtungen einerseits, eine völlige Erschöpfung andererseits

hatten die Grafen Bertrand und Montholon, zum Teil auch mich selbst, für diesen Dienst untauglich gemacht; sodaß wir schließlich den dringenden Bitten der in Longwood wohnenden Franzosen nachgaben und dieselben in der Pflege des Sterbenden mit uns vereinigten. Ich nenne namentlich Piéron und Coursot, ihr Eifer, ihre Sorgfalt rührten den Kaiser und er empfahl seinen Offizieren, sie nicht zu vergessen.

„Und meine arme Chinesen! Nehmt Euch ihrer an, gebt ihnen einige zwanzig Napoleons und sagt ihnen, daß wäre mein Abschied von ihnen".

3. Mai.

Hudson und seine frische Kuhmilch. — Heftiger Auftritt zwischen Antommarchi und Arnott. — Vignali wird gerufen, um das Viatikum zu erteilen. — Rückblicke und Ratschläge des Sterbenden.

Die Nacht war besser als die früheren. Der Kranke hat ein wenig geschlafen. Gegen Morgen aber nahm das Fieber wiederum zu, und ging bald in Delirium über. Um neun Uhr besserte sich der Zustand etwas. Der Kaiser genoß, man möchte sagen mit Appetit, zwei Bisquits und das Gelbe von einem Ei. Bald darauf stellte sich wiederum heftiges Aufstoßen ein, dem Erbrechungen folgten. —

Hudson, plötzlich von einem menschlichen Gefühl übermannt, war auf den Gedanken gekommen, frische Kuhmilch könne diesen schrecklichen Todeskampf lindern und machte ein dementsprechendes Anerbieten durch Dr. Arnott. Ich widersetzte mich aus vollen Kräften, weil Milch nicht leicht verdaulich ist und der Kaiser Nahrungsmittel von leichtester Verdaulichkeit auszubrechen pflegte. Hierzu kommt, daß der Kaiser auch bei voller Gesundheit Milch nicht vertragen konnte: sie verursachte ihm Verdauungsbeschwerden. Eine soupe à la reine wäre für ihn stets das Beste gewesen. Dr. Arnott aber wollte von meinen Einwürfen nichts wissen. So kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung, aus der ich als Sieger hervorging.

Um Mittag verschlimmerten sich die Symptome, die unteren Extremitäten erstarrten völlig, es zeigte sich große, allgemeine Unruhe bei fortwährendem Aufstoßen. Das Atmen wurde beschwerlich, der Puls, der kaum noch zu fühlen war, hatte hundertundzehn Schläge. Napoleon nahm in großer Menge Orangenwasser zu sich. Dasselbe schaffte ihm Kühlung und Erleichterung. Um zwei Uhr ließ das Fieber nach — Vignali wurde gerufen, um dem Kaiser das Viatikum zu erteilen!

Um drei Uhr nachmittags steigerte sich das Fieber zu großer Heftigkeit. Beklemmungen, Aufstoßen, hippokratische Züge! Dabei war Napoleon noch bei Sinnen. Er empfahl seinen Testamentsvollstreckern für den Fall, daß er die Besinnung verlieren sollte, keinen englischen Arzt, außer den Doktor Arnott zu ihm zu lassen."

„Ich werde sterben", sagte er mit brechender Stimme, „Ihr werdet nach Europa zurückkehren. Ich bin Euch einige Ratschläge, Euer Verhalten betreffend, schuldig. Ihr habt mein Exil geteilt, Ihr werdet meinem Andenken treu bleiben und nichts tun, was demselben schaden könnte. Ich habe allen Grundlehren Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe sie in meinen Gesetzen, in meinen Handlungen zum Ausdruck gebracht. Die Umstände waren leider ungünstig. Ich war genötigt nachzugeben, aufzuschieben: das Unglück kam mir über den Kopf. Ich konnte den Hahn nicht in Ruhe setzen — so kam Frankreich um die freien Institutionen, welche ich ihm zugedacht hatte. Frankreich beurteilt mich mit Nachsicht, es rechnet mir meine guten Absichten an, es schätzt meinen Namen, meine Siege hoch. Macht es ebenso! Seid den Anschauungen treu, die wir verteidigt haben, bleibt dem Ruhm treu, den wir errungen haben, sonst gäbe es nur Schande und Verwirrung!" —

Es traf ein Befehl des Gouverneurs ein, wonach wir mit den Aerzten Shot und Mitchell eine Beratung abhalten sollten. Dieselbe fand auch alsbald in meinem Zimmer statt. Die Herren wollten sich vor allem durch Augen-

schein über den Zustand Napoleons unterrichten. Dies erklärte ich ihnen für unmöglich, so traten sie denn schließlich, ohne den Kaiser gesehen zu haben, der Meinung des Doktor Arnott bei, welche dahin ging, dem Kranken ein Abführungsmittel von zehn Gran Calomel zu geben. Ich lehnte mich hiergegen in Anbetracht des großen Schwächezustandes Napoleons auf, allein ich wurde von der Mehrheit überstimmt. Um sechs Uhr nachmittags wurde das Medikament eingegeben Eine Stunde später nahm der Kaiser einige Löffel gezuckerten Weißwein zu sich. Das Aufstoßen stellte sich wieder mit großer Heftigkeit ein, um zehn Uhr hatte das Calomel noch keinen Erfolg gehabt. Man wollte eine neue Dosis geben, allein ich sträubte mich dagegen mit aller Energie und — es unterblieb. Gegen Mitternacht endlich erfolgte eine reichliche Entleerung von teerfarbigem Ansehen. Der intermittierende Puls war kaum noch zu fühlen, kalter Schweiß und Erstarrung der unteren Extremitäten stellten sich ein, dabei ein fortwährendes Verlangen Urin zu lassen. Der Kaiser nahm weiter nichts zu sich, als Orangenwasser, nach dem er häufig verlangte.

4. Mai.

Ein starker Sturm. — Verwüstungen desselben.

Die Symptome sind dieselben. Es ist fürchterliches Wetter, es regnet unaufhörlich und ein heftiger Wind scheint alles zerstören zu wollen!

Die Weide, unter welcher Napoleon Luft zu schöpfen pflegte, war umgerissen. Unsere Anpflanzungen waren entwurzelt und umhergestreut. Ein einziger Gummibaum leistete noch Widerstand — allein, ein Wirbelwind faßte auch ihn und warf ihn in den Hof: nichts von dem, was der Kaiser gern gehabt hatte, sollte ihn überleben!

Um sieben Uhr morgens stellten sich fünf Entleerungen hintereinander ein bei fortwährendem Aufstoßen. Der

Kranke lehnte jede Medizin ab, ja es war sogar schwierig, ihm ein wenig kalte Gelatine-Bouillon beizubringen. Hernach aber trank er eine große Masse Orangenwasser und klagte über heftiges Leibschneiden.

Der Unterleib ist stark aufgebläht; ein sardonisches Lächeln umspielt die bleichen Lippen, fortwährendes Aufstoßen, starre Augen, ein hippokratischer Ausdruck! Es scheint, als habe der Kranke kein Gefühl mehr.

Gegen Abend stellte sich wieder heftiges Fieber ein, mit starkem Speichelfluß. Es geht zu Ende.

5. Mai.

Das Ende. — Eine ergreifende Szene am Totenbett Napoleons. — Die Kinder Bertrand's. — Noverraz.

Die Nacht verlief überaus unruhig. Die Atmung vollzieht sich, von Röcheln unterbrochen, nur mit Schwierigkeit. Das Aufstoßen wird wieder stärker, verbunden mit Erbrechungen einer schwärzlichen, einen sauren Geruch verbreitenden Substanz.

Um fünf Uhr morgens lag Napoleon im Delirium.

Er stößt einige abgebrochene Worte hervor: zu unterscheiden waren nur die Worte: „Spitze ... Armee."

Das waren überhaupt des Kaisers letzte Worte. Aus den Bewegungen und Zuckungen konnte man entnehmen, daß der Kaiser heftige Schmerzen im Unterleib hatte. Der sich einstellende Kinnbackenkrampf deutete daraufhin, daß das Ende da war. Allein der Puls belebte sich nochmals bei tiefem Aufseufzen: noch war es nicht zu Ende.

Es kam zu einer der ergreifendsten Szenen, welche diesen langen schrecklichen Todeskampf begleiteten. Die Gräfin Bertrand, welche trotz eigener Leiden das Bett des Sterbenden nicht verlassen wollte, ließ zunächst ihre Tochter Hortense und dann ihre drei Söhne herbeirufen, um einen letzten Blick auf den zu werfen, der ihr Wohltäter gewesen war. Die Bestürzung zu schildern, welche sich beim

Anblick des Sterbenden in den Mienen der Kinder zeigte, ist unmöglich. Die Kleinen waren seit etwa fünfzig Tagen nicht mehr vorgelassen worden: sie vermochten unter strömenden Tränen den nicht mehr zu erkennen, in dessen Zügen sie stets den Ausdruck der Güte und Seelengröße gefunden hatten. Sie fielen am Bette nieder, ergriffen die Hände des Kaisers, küßten sie und bedeckten sie mit ihren Tränen Den kleinen Napoleon Bertrand überkam eine Ohnmacht. Bald mußten die Kinder mit Gewalt in den Garten hinausgeführt werden. —

Die Erinnerung an diese Szene wird ihnen wohl für ihr ganzes Leben geblieben sein, sie werden daran denken, daß sie Napoleon sahen in dem Augenblick, da seine Seele von hinnen schied. In stummer Trauer standen die Uebrigen umher in der Erwartung des letzten Augenblicks.

Um halb elf Uhr fühlte ich den Puls und folgte seinen matten Schlägen, — da trat plötzlich Noverraz, bleich und verstört, herein. Der Aermste hatte achtundvierzig Tage lang an einer Leberentzündung, verbunden mit starkem Fieber, gelitten und befand sich in der Rekonvalescenz. Er kam, um noch einmal dem ins Angesicht zu sehen, dem er so lange seine treuen Dienste gewidmet hatte. Er hatte sich bis zum Sterbezimmer führen lassen, in welches er weinend eintrat. Ich versuchte ihn zurückzuschicken, allein er setzte sich zur Wehr, weil er sich einbildete, der Kaiser wäre in Gefahr, und habe ihn zur Hilfe gerufen. Mit großer Mühe gelang es mir endlich, ihn zu beruhigen.

Um elf Uhr stellte sich bei Napoleon eine Erstarrung aller Glieder ein, der Blick wurde starr, die Lippen aufeinandergepreßt, die Nasenflügel waren in heftiger Bewegung. Der Puls, den ich kaum fühlen konnte, war sehr verschieden; er erreichte zuweilen hundertundzwölf Schläge in der Minute; tiefe Seufzer, konvulsivische Zuckungen: der Sterbende stößt klagende Laute aus. Ich lege ihm ein Zugpflaster auf die Brust und zwei auf die Schenkel, auch zwei Senfpflaster auf die Fußsohlen. Mit einer Wärmflasche be-

ſtrich ich Magen und Unterleib und benetzte ſeine Lippen mit verdünntem Orangenwaſſer. Die Atmung war ſchwer und verbunden mit heftigen Zuckungen im Unterleibe. Die Augen ſind in fortwährender Bewegung, die Pupille verſchwindet zuweilen hinter dem oberen Augenlide.

Es iſt in elf Minuten ſechs Uhr. Auf die Lippen tritt ein dünner Schaum — es iſt vorbei!

Gleich nach dem Tode. — Die beiden Engländer. — Zwei Kodizille. — Das eine mit Beſtimmungen Napoleons über ſein Begräbnis. — Hudſon Lowe's Einwendungen. — Der Ort, an dem die Beiſetzung erfolgen ſoll. — Die Totenmaske und der erforderliche Gips.

Wir ſtanden noch ſchmerzergriffen umher, die einen weinend, die anderen vor ſich hinſtarrend oder dem Toten ins Angeſicht ſchauend, als ſich plötzlich die Tür öffnete und zwei Engländer ſich unter uns miſchten. Sie blickten voll Neugier auf den Toten, ſeine Umgebung und verſchwanden dann wieder wie ſie gekommen waren. Wir waren entrüſtet über den Auftritt und verabredeten, daß einer nach dem anderen bei der Leiche wache.

Es waren ſechs Stunden verfloſſen, ſeit Napoleon für immer die Augen geſchloſſen hatte. Ich ließ die Leiche waſchen, ihr den Bart ſcheeren und ſie auf ein anderes Bett legen. Die Teſtamentsexekutoren waren im Beſitz von zwei Kodizillen, welche ſofort nach dem Tode des Kaiſers erbrochen werden ſollten. Eins derſelben bezog ſich auf die Gratifikationen, welche der Kaiſer aus ſeiner Schatulle allen Perſonen ſeines Hausſtandes bewilligt hatte und auf Almoſen, welche an die Armen von St. Helena verteilt werden ſollten. Das andere Kodizill enthielt Beſtimmungen über das Begräbnis und lautet wie folgt:

„Longwood, den 16. April 1821."

1. Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine beigeſetzt werde, inmitten des von mir ſo ſehr geliebten franzöſiſchen Volkes.

2. Ich vermache den Grafen Bertrand und Montholon sowie Marchand das Geld, die Kleinodien, das Silber- und Porzellangerät, die Möbel, Bücher, Waffen d. h. etwa alles, was mir auf der Insel St. Helena gehört. Dieses Kodizill von meiner eigenen Hand geschrieben ist von mir unterzeichnet und mit meinem Siegel versehen worden. Napoleon.

Die Testamentsexekutoren wiesen dem Gouverneur das Schriftstück vor. Derselbe erklärte, die Leiche habe auf der Insel zu bleiben, es sei England an derselben gelegen und es wolle seinen Besitz an derselben nicht aufgeben. Man versuchte es, den Gouverneur umzustimmen, versuchte es mit Vorstellungen und Bitten — alles umsonst! Die Leiche Napoleons mußte auf St. Helena verbleiben. Die Testamentsexekutoren beriefen sich vergeblich auf die Ehrfurcht, welche man dem Toten schulde — das Recht mußte der Gewalt weichen. Es blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Man wählte einen Ort aus, von welchem der Kaiser, obwohl er ihn nur einmal gesehen hatte, stets gerne sprach. Es entsprang dort der klare Quell, dessen Wasser ihn so oft in seinen Leiden erquickt hatte. Der Sir Hudson hatte gegen die Wahl nichts einzuwenden. Schon im Jahre 1820 hatte er den Befehl erhalten, die irdischen Ueberreste „Bonapartes“ zurück zubehalten; an welcher Stelle sie unter die Erde geschafft würden war gleichgiltig.

Gleich nachdem die Nachricht vom Tode Napoleons in Plantation house eingelaufen war, stieg der Gouverneur zu Pferde und erschien in Longwood an der Spitze seines Generalstabes und in Begleitung von General Coffin, dem Kontreadmiral Lambert, dem Marquis de Montchenu und allen auf der Insel anwesenden Aerzten. Er wollte sich in eigener Person davon unterrichten, daß Napoleon tatsächlich tot wäre und daß die Leiche, welche er vor sich sah wirklich die Napoleons wäre. Er verlangte auch, das alsbald mit der Sezierung der Leiche vorgegangen würde. Als ich ihm bemerkte, es wäre seit dem Tode zu kurze Zeit

verflossen, bestand er weiter nicht auf seinem Wunsche, bemerkte auch:

„Sie haben mich um Gips bitten lassen, um die Totenmaske anzufertigen. Einer unserer Aerzte ist sehr geschickt in dergleichen Dingen, er kann Ihnen ja zur Hand gehen."

Ich dankte seiner Excellenz, indem ich bemerkte, die Sache wäre so einfach, daß ich leicht aller Hilfe entbehren könnte. Allein es fehlte der nötige Gips. Die Gräfin Bertrand hatte auf all ihr Bitten nur eine Art von Kalk erlangen können. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, als mir der Doktor Burton eine Stelle auf der Insel angab, an welcher es Gips gäbe. Der Kontre-Admiral erteilte sofort die nötigen Befehle und eine Schaluppe setzte sich nach der angegebenen Stelle der Küste in Bewegung, brachte auch einige Stunden später das gewünschte Material, welches man verkalken ließ.

Nun konnte ich an die Abnahme der Totenmaske und hernach an die Sezierung der Leiche gehen. Die Testamentsexekutoren nahmen Teil an der peinlichen Operation. Auch Sir Thomas Reade, einige Offiziere vom Generalstabe, die Doktoren Short, Arnott, Mitchell und Livington, die ich eingeladen hatte, waren zugegen.

Der äußere Befund der Leiche.

Napoleon hatte seine Kopfhaare für die Glieder seiner Familie bestimmt. Der Kopf wurde daher rasiert; die wichtigsten Bemerkungen, welche ich inbezug auf das Aeußere der Leiche machte, stellte ich im Nachfolgendem zusammen:

1. Der Kaiser war seit meiner Ankunft auf St Helena auffallend mager geworden. Sein Leibesumfang betrug nur ein viertel von dem früheren. 2. Gesicht und Körper waren von blassem, aber nicht leichenhaftem Aussehen. Die Physiognomie war schön zu nennen. Man hätte, obwohl die Augen geschlossen waren, nicht meinen sollen,

daß der Kaiser tot wäre. Seinen Mund schien ein freundlicher Zug zu umspielen, nach dem linken Mundwinkel hin waren die Lippen gekräuselt wie in sardonischem Lächeln. 3. Am linken Arm fand ich die Narben einer Fontanelle und einiger Verwundungen, eine Narbe am Kopf, drei am linken Unterschenkel, davon eine am Knöchel. Eine fünfte Narbe bemerkte ich an der Spitze des Ringfingers der linken Hand. Am linken Oberschenkel war eine ganze Anzahl von Narben. 4. Vom Scheitel des Kopfes bis zur Sohle waren fünf Fuß zwei Zoll und 4 Linien. 5. Bei ausgebreiteten Armen von den äußersten Spitzen der beiden Mittelfinger betrug das Maß fünf Fuß zwei Zoll. 6. Von der Schoßfuge bis zum Scheitel waren es zwei Fuß sieben Zoll vier Linien. 7. Von der Schoßfuge bis zur Ferse zwei Fuß, sieben Zoll. 8. Vom Scheitel bis zum Kinn sieben Zoll, sechs Linien. 9. Der Umfang der Kopfes betrug zwanzig Zoll und zehn Linien. Die Stirn war hoch, die Schläfen leicht eingedrückt. Die zum Vorderhaupt gehörigen Partien waren sehr ausgebildet. 10. Der Haarwuchs war nur schwach, die Haarfarbe ein helles Kastanienbraun. 11. Der Hals war ein wenig kurz, im übrigen normal. 12. Die Brust breit und wohlgeformt. 13. Der Unterleib sehr aufgebläht und umfangreich. 14. Die Hände und Füße waren klein und wohlgebildet. 15. Die Gliedmaßen waren gestreckt und steif. 16. Alle weiteren Teile der Gestalt zeigten die gewöhnlichen Proportionen.

Untersuchungen an der Hand von Gall's Schädellehre.

Ich kam auf den Gedanken, an der Hand der Schädellehre der Doktoren Spurzheim und Gall einige Untersuchungen vorzunehmen. Ich fand folgende Organe besonders hervortretend:

Das Organ der Täuschung, das Organ der Eroberung, das Organ des Wohlwollens, das Organ der Einbildung, das Organ des Ehrgeizes und das der Ruhmliebe.

Was die intellektuellen Fähigkeiten betrifft, so fand ich folgende Organe entwickelt:

1. Das Organ der Erkenntnis für Individualitäten und Dinge. 2. Den Sinn für das Lokale und die Entfernungen im Raume. 3. Den Sinn für Berechnung, den Sinn für Vergleichung, den Sinn für Kausalität, philosophische Meditation und Induktion.

Die Sezierung.

Der Kaiser war nun $20^1/_2$ Stunde tot. Ich machte mich an die Sezierung der Leiche, indem ich zunächst die Brust öffnete. Was ich hauptsächlich bemerkte, war folgendes:

Die Rippenknorpel waren zum größten Teil verknöchert; der an der linken Seite der Rippenwand liegende Blinddarm enthielt eine zitronenfarbene Flüssigkeit, welche etwa ein Weinglas gefüllt hätte; eine leichte Schicht geronnener Lymphe, bedeckte einen Teil der Oberfläche des Rippenfells. Der linke Lungenflügel war leicht gedrückt durch Austreten von Blut und hing durch zahlreiche Fasern mit den hinteren und seitlichen Teilen der Brust und dem Herzbeutel zusammen. Ich löste alles sorgfältig ab und fand den oberen Lappen voll von Tuberkeln. Die Rippenwände waren zum Teil von einer dünnen Lage geronnener Lymphe überzogen. Der rechtsseitige Blinddarm enthielt etwa zwei Gläser einer zitronenfarbigen Flüssigkeit. Der rechte Lungenflügel war ebenfalls zusammengedrückt, sein Gewebe aber normal. Beide Lungen waren von normaler Färbung. Die Schleimhaut der Luftröhre und des Luftröhrenastes war ziemlich gerötet und mit einer großen Menge zähen Schleimes durchsetzt. Mehrere der Ganglien des Luftröhrenastes und der Scheidewand der Brusthöle waren ein wenig geschwollen, um nicht zu sagen degenerirt und in Eiterung übergegangen. Der Herzbeutel war normal und enthielt eine Unze zitronengelber Flüssigkeit. Das Herz, obwohl gesund,

war außerordentlich groß und zeigte an seiner Basis Neigung zur Verfettung. — Die Herzkammern und die korrespondierenden Herzklappen waren in normalem Zustande aber völlig blutlos. Der Magenmund zeigte keine Abnormitäten; die großen Arterien in der Umgebung des Herzens waren leer, im allgemeinen in normalem Zustande. Am Unterleibe war folgendes bemerkbar:

Das Bauchfell war durch eine große Menge Gas aufgebläht, eine durchsichtige Schleimhaut bedeckte die innere Seite. Das große Netz war in normalem Zustande. Die Milz und die verhärtete Leber dagegen waren ungewöhnlich umfangreich und voll Blut. Das Gewebe der Leber war von rötlichbrauner Färbung, zeigte aber keine Veränderung in der Struktur; die Galle war außerordentlich stark entwickelt und hart, die Leber, von chronischer Hepatitis befallen, war eng verbunden mit dem Zwergfell. Dieses Anhaften war über die ganze Ausdehnung der Leber verbreitet. Die konkave Seite des Lappens haftete unmittelbar an der korrespondierenden Seite des Magens; an allen Berührungspunkten waren die Lappen geschwollen und hart. Der Magen schien in durchaus gesundem Zustande, es zeigte sich keine Spur von Entzündung; wenn man aber näher zusah, so bemerkte man an der inneren Seite in der Nähe des unteren Magenmundes eine leichte, nur wenig ausgedehnte Anschwellung, das Anhaften an dem linken Leberlappen verstopfte die Oeffnung. Der Umfang des Magens war außergewöhnlich klein. Als ich den Magen der Länge nach aufschnitt, bemerkte ich, daß ein Teil des Innern von einer kompakten Masse, vermischt mit einem klebrigen Schleim, von der Farbe des Kaffees, angefüllt war; sie verbreitete einen säuerlichen Geruch. Die Schleimhaut war im übrigen in gutem Zustande, fast der ganze übrige Teil des Innern dieses Organs war von einem krebsartigen Geschwür, dessen Zentrum im oberen Teile lag, eingenommen. Die rundliche Oeffnung derselben hatte kaum 5 Linien im Durchmesser. Der Rand

war etwas blättrig und von schwarzer Farbe. Die rechte Seite des Magens, in einer Entfernung von einem Zoll vom Pytorus, zeigte eine ringförmige Verhärtung. Die Oeffnung des Pytorus war durchaus normal. Die Ränder des Geschwüres zeigten merkwürdige Anschwellungen, das kleine Netz war geschwollen, außerordentlich hart und degeneriert. Die Lymphdrüsen waren zum Teil angeschwollen, einige sogar vereitert. Der Verdauungskanal war durch eine große Menge Gas aufgedunsen, ich bemerkte an der äußeren Darmhaut einige rote Flecke von verschiedener Größe und getrennt von einander, eine schwärzliche und sehr klebrige Masse füllte die Gedärme. Die rechte Niere war normal, die linke aus ihrer Lage gedrängt, länger und schmäler als die rechte, schien im übrigen auch gesund zu sein. Die Blase war leer und verengt, sie enthielt eine gewisse Menge Harngries und einige kleine Steine.

Ich wollte auch noch das Gehirn untersuchen, allein ich wurde von der mich lebhaft interessierenden Untersuchung abgehalten.

Die Aufbahrung der Leiche. — Verhalten der Bevölkerung. — Das Protokoll über die Sezierung. — Die Einsargung der Leiche. — Der Gouverneur spendet Trostesworte.

Meine traurige Aufgabe war erfüllt. Ich nahm das Herz und den Magen und tat beide in ein silbernes mit Weingeist gefülltes Gefäß.

Ich wusch den Körper und überließ ihn dem Diener, der ihn zu kleiden hatte. Die Leiche erhielt ein Unterbeinkleid, darüber eine Hose von weißem Kaschmir, eine weiße Weste, eine weiße Kravatte, darüber eine schwarze, welche hinten zugeschnallt wurde. Ueber die Weste wurde der Groß-Kordon der Ehrenlegion gehängt. Die Uniform eines Obersten der Gardejäger, geschmückt mit den Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone, hohe Stiefel mit kleinen Sporen, endlich ein dreieckiger Hut vollendeten den Anzug. Es war $^3/_4$6 als die Leiche aus dem Saale entfernt wurde, in welchen sofort eine zahlreiche Menge ein-

drang. Die Wäsche, die Leintücher, welche bei der Sezierung verwandt waren, wurden weggenommen, zerrissen, verteilt.

Die Leiche wurde nunmehr in dem kleinen Schlafzimmer, welches in eine Kapelle verwandelt worden war, ausgestellt. Es war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, welches man dem Magazin der indischen Kompagnie in Jamestown entnommen hatte. Dieser Umstand war Veranlassung geworden, daß sich auf der Insel das Gerücht vom Tode Napoleons verbreitet hatte. Die Bewohner waren erstaunt über den Transport der großen Masse schwarzen Stoffes, und wurden von Neugier ergriffen. Es war ein Chinese, der die Leute belehrte. Wie, rief man, der General Bonaparte war ernstlich krank und man sagte uns immer, er wäre wohlauf?

Man hatte die Leiche nicht einbalsamieren können, weil es an den nötigen Substanzen fehlte. Man hatte sie auf ein Feldbett, unter kleinen weißen Vorhängen, gebettet. Die wachsbleiche Farbe der Leiche war sehr auffallend. Der blaue Mantel, welchen Napoleon bei Marengo getragen hatte, diente als Decke. Füße und Hände waren unbedeckt, der Degen lag an der linken Seite; ein Kruzifix auf der Brust. Seitab hatte man das silberne Gefäß mit dem Herzen und dem Magen aufgestellt. Am Kopfende des Bettes stand ein Altar, an welchem der Priester seine Gebete sprach. Die Personen des Gefolges, Offiziere und Dienstboten in Trauerkleidern standen zur Linken. Der Doktor Arnott hielt die Wache bei der, seiner persönlichen Verantwortung übergebenen Leiche.

Als die Tür des Sterbezimmer geöffnet wurde, strömten die Neugierigen herein. Kapitän Crokat, der Ordonnanz-Offizier von Longwood, hielt die Ordnung aufrecht. Die Offiziere und Unteroffiziere des 20 ten und 66 ten Regimentes, wurden zuerst zugelassen, der Zudrang des Publikums war am nächsten Tage ein noch größerer. Man bemerkte viele Damen. Es war ja den Frauen der Zutritt

in Longwood verboten gewesen. Nun kamen sie, um ihrer Trauer Ausdruck zu geben.

Ich war grade dabei, die bunte Menge zu beobachten, als die Doktoren Short, Mitchell und Burton auf michzukamen. Sie hatten ein Protokoll über die Sezierung, der sie wohl offiziell, aber ohne alle Teilnahme beigewohnt hatten, aufgesetzt und wünschten nun, daß ich es unterschriebe. Ich verweigerte jedoch meine Unterschrift. Was verstand ich von einem englisch abgefaßten Protokoll? Da ich als Leibarzt Napoleons, die Obduktion vorgenommen hatte, war es auch meine Sache, den Bericht darüber abzufassen. Ich bot den Herren eine Abschrift meines Berichtes, allein sie wollten nichts davon wissen.

Der Sarg, welcher die irdischen Ueberreste des Kaisers aufnehmen sollte, war inzwischen eingetroffen. Ich wurde veranlaßt, das Gefäß mit dem Herzen und dem Magen hineinzustellen. Ich hatte gehofft, es mit nach Europa nehmen zu dürfen, allein alle meine Schritte waren vergebens, ich wurde abschlägig beschieden. Eine Aenderung aber uahm ich doch vor, indem ich das eine Organ, den Magen, herausnahm und in ein andres zilindrisch gestaltetes silbernes Gefäß, welches dem Schwamm Napoleons als Futteral gedient hatte, tat. Das Gefäß, welches das Herz enthielt, füllte ich mit Alkohol, verlötete es und stellte beide Gefäße, das eine in diese, das andre in jene Ecke in den Sarg. Die Leiche wurde zunächst in einen zinnernen Sarg, welchen man im Innern mit weißer Seide ausgepolstert hatte, getan. Da der Hut infolge des Raummangels nicht auf dem Kopfe bleiben konnte, so wurde er auf die Füße gelegt. Einige Münzen, des Kaisers Taschenmesser 2c. wurden hinzugefügt. Nachdem dieser Sarg geschlossen war, wurde er sorgfältig verlötet und in einen anderen von Mahagoniholz getan, dieser wiederum wurde in einen dritten, in einen bleiernen Sarg, die drei Särge alsdann in einen vierten, der wiederum von Mahagoni war, eingestellt. Man versiegelte denselben und verschloß ihn mit eisernen Schrauben. Es fand eine

nochmalige Ausstellung statt, der Mantel von Marengo bedeckte die vierfache Sarghülle. Während Arnott Wache hielt, verrichtete der Abbé Vignali seine Gebete. In dichten Scharen hatten sich wiederum Besucher eingestellt, welche in langsamen Schritten sich rings um die Trauerstätte bewegten. Auch Hudson stellte sich ein, um einige tröstende Worte an uns zu richten. Er sprach über den Verlust, den wir erlitten hätten, der um so empfindlicher wäre, als die englische Regierung ihn grade eben beauftragt hätte, den General Bonaparte dahin zu benachrichtigen, daß der Augenblick herannahe, der ihm die Freiheit wiedergeben solle und daß Seine Majestät der König von Großbritanien das Ende der Gefangenschaft so bald wie nur möglich herbeiführen würde.

„Nun ist der General Bonaparte tot", fügte er hinzu — und alles zu Ende. Wir werden ihm morgen die letzte Ehre erweisen, die Truppen haben Befehl erhalten Trauer anzulegen.

Das Begräbnis. — Hudson in den Räumen des Verstorbenen. — Wir sollen uns zur Heimkehr rüsten. — Ehrenhandel zwischen Bertrand und Hudson. — Das Abschiedsdiner in Plantation-House. — Das „Camel-Storeship."

Es war am 8. Mai als bei prachtvollem Wetter, der Gouverneur, der Kontre-Admiral, die Vertreter der Zivil- und Militärbehörden sich in Longwood einstellten; die Bewohner der Insel waren wiederum in dichten Scharen erschienen; auf den Höhen waren Musikkorps aufgestellt: ein so traurig-feierliches Schauspiel hatte man hier wohl noch nie gesehen! Es schlug halb eins: die Grenadiere konnten nur mit Mühe den Sarg heben, um ihn bis in die große Allee des Gartens zu tragen, in welcher der Leichenzug ihn erwartete. Sie hoben den vierfachen Sarg auf den Wagen, überdeckten ihn mit einer Decke von violettem Sammet und mit dem Mantel, den Napoleon bei Marengo getragen hatte. Die Personen des kaiserlichen Haushaltes

trugen Trauer. Die vom Gouverneur bestimmte Reihenfolge der Leidtragenden war folgende:

„Dem Sarge zunächst schritt der Abbé Vignali, ihm zur Seite der junge Henry Bertrand, welcher einen silbernen Weihkessel und den dazu gehörigen Weihwedel trug; es folgten Doktor Arnott und ich. Neben dem Leichenwagen, der mit vier von Stallknechten geführten Pferden bespannt war, gingen auf jeder Seite zwölf Grenadiere ohne Waffen. Sie waren angewiesen, den Sarg auf die Schultern zu nehmen, so wie der schlechte Zustand des Weges das Weiterkommen des Wagens verhinderte. Der junge Napoleon, Bertrand und Marchand gingen ebenfalls an der Seite des Leichenwagens. Die Grafen Bertrand und Montholon waren zu Pferde und folgten unmittelbar dahinter. Die Gräfin Bertrand mit ihrer Tochter Hortense saß in einem offnen, zweispännigen Wagen. Die Pferde wurden von gräflichen Dienern geführt. Hinter der Gräfin folgte der Piqueur Archambaud, der das Pferd des Kaisers führte. Dann der Reihe nach: die englischen Marineoffiziere zu Fuß oder zu Pferde, die Offiziere des Generalstabes zu Pferde, die Mitglieder der Zivilbehörde zu Pferde, General Coffin und der Marquis Montchenu zu Pferde, der Kontreadmiral und der Gouverneur zu Pferde, die Bewohner der Insel. In dieser Reihenfolge verließ der Leichenzug Longwood, zog vor der Wache vorüber, hinter welcher an der linken Seite des Weges die Garnison der Insel, d. h. etwa 2500 Mann aufgestellt waren, sodaß der linke Flügel bis nach Hutsgate reichte. Die in Zwischenräumen aufgestellten Musikkorps begleiteten den Leichenzug mit ihren feierlichen Weisen. Nachdem derselbe an den Truppen vorüber war, schlossen sich auch diese bis zur Begräbnisstätte an: zunächst die Dragoner, sodann das 20. Infanterie-Regiment, die Marinesoldaten, das 66. Regiment, die Freiwilligen von St. Helena und endlich das Regiment „Königliche Artillerie“ mit 15 Kanonen. In Hutsgate schloß sich in einem zweispännigen Wagen Lady

Lowe mit ihrer Tochter an, sie folgte in einiger Entfernung samt ihrer in Trauer gekleideten Dienerschaft.

Als der Zug eine viertel Meile hinter Hutsgate angelangt war, wurde Halt gemacht, die Truppen nahmen wieder längs des Weges Aufstellung, die Grenadiere hoben den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn nach der Begräbnisstätte. Die berittenen Herren stiegen von den Pferden, die Damen verließen ihre Wagen und alles folgte bunt untereinandergemischt; die Grafen Bertrand und Montholon, Marchand und der junge Napoleon Bertrand trugen die vier Enden der Sargdecke. Der Sarg wurde am Rande des schwarz ausgeschlagenen Grabes niedergesetzt, die Decke entfernt, Abbé Vignali sprach unter feierlicher Stille die üblichen Gebete. Das Fußende nach Osten, das Kopfende nach Westen, wurde der Sarg in die Tiefe hinabgelassen. Die Artillerie gab ihre drei vorgeschriebenen Salven, jede zu 15 Schüssen ab, das Admiralschiff vor Jamestown feuerte mit Pausen von einer Minute 25 Schüsse.

Ein großer Stein, welcher zum Neubau des Hauses in Longwood hatte verwendet werden sollen, war bestimmt, das Grab zu schließen. Er ruhte ohne den Sarg zu berühren auf 2 starken Mauern, nachdem er niedergelassen war, wurden die Fugen mit Cement geschlossen. Während diese Arbeiten vor sich gingen, stürzten sich die Teilnehmer der Trauerfeier auf die in der Nähe stehenden Weiden. Jeder wollte einen Zweig haben und ihn als ein kostbares Andenken aufbewahren. Hudson und der Admiral, denen dies höchlich mißfiel, wollten dagegen einschreiten, allein es passierte ihnen das Unglück, daß sie von der Menge nicht beachtet wurden. Hudson rächte sich, indem er den Zutritt zum Grabe mit einer Barrikade versehen und neben derselben eine Wache von 12 Mann mit einem Offizier aufstellen ließ. Dieser Wachposten sollte wie er sagte „für immer" bestehen bleiben.

Das Grab des Kaisers ist etwa eine Lieue von Longwood entfernt, es hat eine quadratische Form. Den Sarg

hatte man auf zwei ſtarke Balken geſtellt, ſodaß ringsherum ein freier Raum blieb. Eine Grabſchrift zu ſetzen hat der Gouverneur verboten.

Er hatte Napoleon begraben: ſeine Aufgabe war erfüllt!

Schlußbemerkung des Ueberſetzers.

Der „Delinquent" iſt der Tortur erlegen!

Der „Henker", Hudſon Lowe, macht den ſchmunzelnden Lords Caſtlereagh, Liverpool, Bathurſt ſeine Verbeugung.

Napoleon tot!

Die Völker, welche den Fürſten ihre Throne gerettet haben, gehen an das Heilen ihrer Wunden, an das Trocknen ihrer Tränen: ſie legen ſich nieder zur Ruhe, zum Schlaf, über den eine lange ſternenloſe Nacht herabſinkt.

So ſind Jahrzehnte verfloſſen; während der Zeit hörte man faſt nur traumbefangne Stimmen, welche den großen Toten einen Räuber, Mörder, Kannibalen, ein Scheuſal in Menſchengeſtalt, bekränzt von den Launen des Glückes, nannten; es applaudierte ihnen jener verzerrte Patriotismus, der ſchon oft mit dem geſunden Urteil der Menſchen durchging und jeden vernehmt, der nicht zu ihm hält.

Dann aber klärte ſich die dunſtſchwere Atmoſphäre: hier und dort erwachte ein rühriger Geiſt, die Vertreter eines gerechten Urteils kamen zu Worten — es wurden, es werden ihrer immer mehr, Laien treten in Scharen herzu und die Lebensgeſchichte des Märtyrers von St. Helena, intereſſant wie kein Roman, erſcheint — natürlich in prunkenden Einbänden — auf den Büchertiſchen der Zeitgenoſſen.

Die Heimkehr.

Es blieb ihm nur übrig, einige Möbel zu reklamieren. Er eilte zu dem Zwecke herbei, unterſuchte alles, ja er ließ ſogar die Pakete öffnen, welche der Kaiſer vor ſeinem

Tode hatte versiegeln lassen. Das, was er suchte, fand er nicht. Er verließ Longwood, nachdem ein genaues Inventar der Mobilien aufgenommen und die Bücher eingepackt waren. Es war kein Winkel, den er nicht hätte untersuchen lassen. Wir wünschten einige Gegenstände ohne Wert, die der Kaiser benutzt hatte, an uns zu nehmen: nichts wurde uns gewährt, wir wurden in rauher Weise abgewiesen! Dafür kündigte uns aber der Herr Gouverneur in liebenswürdigster Weise an, daß wir uns zur Abreise bereit halten möchten, wir würden auf Kosten der Regierung auf einem dem Staate gehörigen Schiff nach Europa befördert werden.

So stand denn unsere Trennung von St. Helena bevor. Der Augenblick, mit unseren Wirten abzurechnen, war gekommen. General Bertrand, der einen alten Ehrenhandel mit Lowe auszugleichen hatte, schickte sich dazu an. Hudson aber, der die Schärfe einer Säbelklinge nicht lieben mochte, unterhandelte; er wurde überhaupt gefälliger. Er erbot sich, uns ein Schiff auszusuchen mit einem gewandten Kapitän und einer tüchtigen Mannschaft. Er bestimmte das „Camel Storeship"; es war ein leichtes Transportschiff und eignete sich in der Tat gut für unsere Reise; bald erfuhren wir jedoch, daß das Schiff Proviantierungszwecken gedient hatte und für die Versorgung der Insel bestimmt gewesen war. Wir protestierten daher gegen die Wahl; Hudson aber erklärte, wir wären getäuscht und erteilte kurzer Hand Befehl, unsere Effekten an Bord schaffen zu lassen.

Wir wollten uns noch am nämlichen Abend einschiffen und machten dem Grabe des großen Toten einen letzten Besuch. Wir schmückten es mit Veilchen und Stiefmütterchen. Wir nahmen auch einige Weidenzweige mit, welche die Posten uns abzubrechen nicht verhinderten. Wir trafen in Jamestown ein, allein der Transport unserer Effekten war noch nicht beendet und die Abreise auf den andren Tag festgesetzt. Hudson ließ uns zu Tische einladen. Wir nahmen die Einladung an; es gab ein prächtiges, lustiges

Gastmahl! Lowe war besonders gut aufgelegt, man hätte sagen können, liebenswürdig. Wir waren um so unangenehmer überrascht, als wir an Bord des „Camel Storeship" anlangten. Es war, wie alle ähnlichen Schiffe schmutzig und eng; es hatte zum Transport von Ochsen, Schweinen, Hammeln 2c., welche die Insel konsumierte, gedient. So befanden wir uns aneinandergedrängt, in infizierten Räumen und doch glücklich, dem Kerker entronnen zu sein. Das Wetter war schön, der Himmel wolkenlos.

Am 27. Mai lichteten wir die Anker.

Ein günstiger Wind schwellte die Segel!

Als der Tag zur Neige ging, verschwand St. Helena am Horizont. Wir alle schickten der traurigen Insel ein letztes Lebewohl, dann suchte sich jeder irgend einen Platz, an welchem er ausruhen konnte. Das aber war nicht so leicht. Kisten und Koffer, Möbel und Ballen bedeckten das ganze Verdeck. Dazu hatte Hudson auf dem Schiff, das noch nicht von der Größe einer Korvette war, zweihundert Soldaten untergebracht. Man mußte sich eine Stelle suchen, um das müde Haupt niederzulegen.

Wir hatten bald den Aequator erreicht, das Wetter war herrlich, allein es stellte sich bei uns allen ein nicht unbedenkliches Unwohlsein ein: fast jeder hatte mehr oder weniger von der Dissentrie, welche unter diesen Breitengraden große Verheerungen anrichtet, zu leiden. Mit Ausnahme von einigen Soldaten, die der Krankheit erlagen, besserte sich aber der Zustand an Bord mit dem Fortschritt der Fahrt. Dieselbe wurde leider durch ungünstige Winde verlängert. Unser Geflügel war zum teil krepiert, frisches Fleisch war nicht mehr vorhanden. Das Wasser ging zu Ende, als wir die Azoren in Sicht bekamen. Wir baten den Kapitän, er möchte anlegen und uns gestatten, einigen Proviant zu beschaffen. Der Kapitän aber schützte einen ihm erteilten Befehl vor und fügte hinzu, wir wären nur

noch 10 Tage von Portsmouth entfernt. Die Gräfin Bertrand war recht leidend und konnte sich kaum von der Krankheit, die sie an Bord durchzumachen gehabt hatte, erholen. Alle unsere Bitten blieben erfolglos, der Kapitän lehnte ab, gab uns jedoch die Versicherung, er wolle die Fahrt, so viel wie nur möglich, beschleunigen. Wir legten in der Tat 9, 11 und 12 Knoten in der Stunde zurück. Der starke Wind, welcher uns so förderlich war, trieb die Wellen zuweilen über Bord und füllte die Gefäße, in welche wir die Zweige von den Weiden am Grabe des Kaisers getan hatten.

Afrika lag hinter uns. Wir waren jetzt in europäischen Gewässern. Die letzten Bestimmungen des Verstorbenen, welche für immer in unseren Herzen bewahrt bleiben sollten, sind von England der Oeffentlichkeit übergeben worden. Sie mögen hier nachfolgen:

Das Testament Napoleons.

Dies ist mein Testament oder mein letzter Wille.
Longwood auf St. Helena am 15. April 1821.

I.

1. Ich sterbe als Bekenner der römisch-katholischen Religion, in deren Schoß ich vor mehr als 50 Jahren geboren wurde.

2. Ich wünsche, daß meine irdischen Ueberreste an den Ufern der Seine, mitten unter dem Volke, welches ich so sehr geliebt habe, ruhen.

3. Ich habe mich stets meiner vielteuren Gattin Marie-Louise rühmen können; ich bewahre ihr bis zum letzten Augenblick die zärtlichsten Empfindungen. Ich bitte sie darüber zu wachen, daß mein Sohn vor den Intriguen geschützt werde, welche seine Jugend noch umringen.

4. Ich empfehle meinem Sohne, es nie zu vergessen,

daß er als französischer Prinz geboren wurde und daß er sich nie dazu hergeben möge, ein Werkzeug in den Händen jener Triumvirn zu werden, von welchen die Völker Europas unterdrückt werden. Nie und nimmer darf er gegen Frankreich kämpfen oder demselben in irgend einer Weise schaden. Er soll sich meinen Wahlspruch: „alles für das französische Volk", zu eigen machen.

5. Ich sterbe vor meiner Zeit, ermordet von der englischen Oligarchie und ihrem beauftragten Henker. Das englische Volk wird nicht verfehlen, mich zu rächen.

6. Die beiden unglücklich verlaufnen Einfälle in Frankreich, als das Land noch so viele Hilfsquellen hatte, sind dem Verrat Marmont's, Augereau's, Talleyrand's und La Fayette's zuzuschreiben. Ich verzeihe ihnen. Möge ihnen Frankreich einst verzeihen wie ich. Ich spreche meiner guten, ausgezeichneten Mutter, dem Kardinal, meinen Brüdern, Joseph, Lucian und Jérome, ich spreche Pauline, Karoline, Hortense, Katharina und Eugen meinen Dank aus für die Julie, Teilnahme, die sie mir bewahrt haben. Meinem Bruder Louis verzeihe ich die Schmähschrift, welche er 1820 veröffentlicht hat: dieselbe ist voll von falschen Angaben und gefälschten Beweisstücken.

7. Ich verleugne, das „Manuskript von St. Helena" und andere Schriften betitelt „Grundsätze, Sentenzen" ꝛc., welche seit 6 Jahren veröffentlicht wurden: das sind nicht die Regeln, welche mein Leben leiteten. Ich habe den Herzog von Enghien festnehmen und aburteilen lassen, weil es im Interesse der Sicherheit, dem Vorteil und der Ehre des französischen Volkes lag, als ..... aus eigener Machtvollkommenheit 60 Mörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich wiederum so handeln.

II.

1. Ich vermache meinem Sohn die Kästchen, die Orden und andere Gegenstände wie: das Silbergerät, das Feldbett, die Waffen, Sättel und Sporen, die Gefäße

meiner Kapelle, die Bücher, meine Leibwäsche in Gemäßheit des beigefügten Verzeichnisses. Ich wünsche dieses geringe Vermächtnis möchte ihm teuer sein und in ihm die Erinnerung an einen Vater wachhalten, von dem das Weltall sprechen wird.

2. Ich vermache der Lady Holland die antike Camée, welche der Pabst Pius VI mir in Tolentino eingehändigt hat.
3. Ich vermache dem Grafen Montholon zwei Millionen Franks als Beweis meines Dankes für die kindliche Sorgfalt, welche er mir seit sechs Jahren erwiesen hat, um ihn zu entschädigen für die Verluste, welche sein Aufenthalt auf St. Helena für ihn zur Folge hatte.
4. Ich vermache dem Grafen Bertrand 500000 Franks.
5. Ich vermache meinem ersten Kammerdiener Marchand 400000 Franks. Die Dienste, welche er mir erwiesen hat, sind die eines Freundes. Ich wünsche, daß er eine Witwe, Schwester oder Tochter eines Offiziers oder Soldaten meiner alten Garde heiratet.
6. Idem Saint-Denis 100000 Franks.
7. Idem Novarre (Noverraz) 100000 Franks.
8. Idem Piéron 100000 Franks.
9. Idem Archambaud 50000 Franks.
10. Idem Coursot 25000 Franks.
11. Idem Chandellier 25000 Franks.
12. dem Abbé Vignali 100000 Franks. Ich wünsche, daß er sein Haus neben dem Ponte nuovo di Rostino erbaue.
13. Idem dem Grafen Las Cases 100000 Franks.
14. Idem dem Grafen Lafayette 100000 Franks.
15. Idem dem General-Arzt Larrey 100000 Franks: er ist der tugendhafteste Mann, den ich je gekannt habe.
16. Idem dem General Brayer 100000 Franks.
17. Idem dem General Lefèvre Desnouettes 100000 Franks.
18. Idem dem General Drouot 100000 Franks.
19. Idem dem General Cambrome 100000 Franks.

20. Jdem den Kindern des General Mouton-Duvernet 100000 Franks.
21. Jdem den Kindern des tapferen Labédoyère 100000 Frks.
22. Jdem den Kindern des General Girard, der bei Ligny getötet wurde, 100000 Franks.
23. Jdem den Kindern des General Chartrand 100000 Frks.
24. Jdem den Kindern des wackeren General Travot 100000 Franks.
25. Jdem dem General Lallemant, dem älteren, 100000 Frks.
26. Jdem dem Grafen Réal 100000 Franks.
27. Jdem dem Costa de Bastelica auf Korsika 100000 Franks.
28. Jdem dem General Clausel 100000 Franks.
29. Jdem dem Baron Menneval 100000 Franks.
30. Jdem dem Autor des „Marius" Arnault 100000 Franks.
31. Jdem dem Oberst Marbot 100000 Franks. Jch ersuche ihn fortzufahren mit seinen Schriften zur Verteidigung des Ruhmes der französischen Armee und die Lästerer nnd Apostaten zu Nichte zu machen.
32. Jdem dem Baron Bignon 100000 Franks. Jch ersuche ihn, die Geschichte der französischen Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben.
33. Jdem dem Poggi de Talavo 100000 Franks.
34. Jdem dem Chirugus Emmery 100000 Franks.
35. Diese Summen sollen den sechs Millionen, welche ich bei meiner Abreise von Paris dort im Jahre 1815 plaziert habe und den Zinsen von 5 %, vom Monat Juli 1815 an gerechnet, entnommen werden. Die Abrechnungen mit dem Bankier sollen erfolgen durch die Grafen Montholon, Bertrand und durch Marchand. Was dieser Posten über die Summe von fünf Millionen 600000 Franks, über welche hier disponiert wurde, ergeben sollte, soll als Gratifikation unter die Verwundeten von Waterloo und die Offiziere und Soldaten des „Bataillons der Jnsel Elba" verteilt werden, nach den unter Montholon, Bertrand, Drouot, Cambronne und Larrey getroffenen Vereinbarungen.

36. Die Legate sollen im Todesfalle den Witwen und Kindern bezahlt werden. Sind auch diese nicht mehr vorhanden, so sollen sie zur Masse zurückkehren.

III.

1. Ueber mein Privatvermögen, dessen, so viel ich weiß, mich kein französisches Gesetz beraubt hat, wird der Baron de la Bouillerie, welcher Schatzmeister ist, Auskunft geben. Es wird sich auf über 200 Millionen Franks belaufen, bestehend: 1. aus einem Portefeuille, welches meine vierzehnjährigen Ersparnisse an der Zivilliste enthält. Sie betrugen jährlich, falls ich mich recht erinnere, mehr als zwölf Millionen. 2. Die Zinsen dieses Portefeuilles. 3. Das Mobiliar meiner Schlösser, wie es im Jahre 1814 war, mit einbegriffen meine Palais zu Rom, zu Florenz und zu Turin. Alle diese Mobilien wurden gekauft von den Einkünften der Zivilliste. 4. Die Liquidationen meiner Häuser im Königreich Italien, des Silbergerätes, der Geschmeide, der Mobilien und Ställe. Bericht darüber werden der Prinz Eugen und der Kronintendant Campagnoni erteilen Napoleon.

Ich vermache mein Privatvermögen und zwar zur Hälfte denjenigen Offizieren und Soldaten der französischen Armee, welche seit 1792 bis 1815 für den Ruhm und für die Unabhängigkeit der Nation gekämpft haben: zur anderen Hälfte den Städten und Dörfern des Elsaß, Lothringens, der franche Comté, Burgunds, Isle de France, Champagne, Forez und Dauphiné, welche unter den Invasionen zu leiden gehabt haben. Von dieser Summe wird eine Million für die Stadt Brienne und eine Million für die Stadt Méri voraus enthoben werden.

Ich ernenne die Grafen Montholon, Bertrand und Marchand zu meinen Testamentsexekutoren.

Dieses Testament ist von Anfang bis zu Ende von mir eigenhändig geschrieben, unterzeichnet und versiegelt

Napoleon.

Verzeichniß A. zu meinem Testament.

Longwood den 15. April 1821.

I.

1. Die Kirchengefäße, welche in meiner Kapelle in Longwood verwendet wurden.
2. Ich beauftrage den Abbé Vignali, sie aufzubewahren und sie meinem Sohne zu übergeben, wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist.

II.

1. Meine Waffen, d. h. mein Degen: den welchen ich bei Austerlitz trug, den Säbel Sobiesky's, meinen Dolch, mein Schwert, mein Jagdmesser, meine beiden Paar Pistolen von Versailles.
2. Mein goldenes Necessaire, welches ich am Morgen vor Ulm, bei Austerlitz, Jena, Eilau, Friedland, auf der Insel Lobau, an der Moskwa und bei Montmirail im Gebrauch hatte. Ich hoffe, daß von diesem Gesichtspunkt aus die Sachen Wert für meinen Sohn haben (der Graf Bertrand hat sie seit 1814 in Verwahrung)
3. Ich beauftrage den Grafen Bertrand, die Gegenstände wohl zu erhalten und sie meinem Sohne zu übergeben, wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist.

III.

1. Drei kleine Mahagonikästchen, von welchen das eine zweiunddreißig Schnupftabaksdosen und Bonbonnieren, das zweite zwölf kleine Kästchen mit dem kaiserlichen Wappen, zwei kleine Ferngläser, vier Kästchen, welche am 20. März 1815 in den Gemächern Ludwig XVIII

gefunden wurden, das dritte drei mit silbernen Medaillen ausgelegte Schnupftabaksdosen, welche der Kaiser in Gebrauch hatte und verschiedene Toilettengegenstände, enthält.

2. meine Feldbetten, die ich während meiner Kriege benutzt habe.
3. mein Kriegsfernrohr.
4. mein Toiletten-Necessaire, eine von jeder meiner Uniformen, ein Dutzend Hemden, im Allgemeinen alles, was zu meinem Anzuge gehörte.
5. mein Waschbecken.
6. meine kleine Stutzuhr, welche sich in meiner Schlafstube zu Longwood befindet.
7. meine beiden Taschenuhren und die Kette von den Haaren der Kaiserin.
8. Ich beauftrage meinen ersten Kammerdiener, diese Gegenstände an sich zu nehmen und sie meinem Sohne zu übergeben wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist.

IV.

1. Meine Medaillen-Sammlung.
2. mein Silbergerät und Sèvresporzellan, das ich auf St. Helena gebraucht habe.
3. Ich beauftrage den Grafen Montholon, diese Gegenstände aufzubewahren und dieselben meinem Sohn zu übergeben wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist.

V.

1. Meine drei Sättel und Zaumzeug, welche ich auf St. Helena benutzt habe,
2. meine fünf Jagdgewehre,
3. Ich beauftrage meinen Jäger Noverraz, diese Gegenstände aufzubewahren und sie meinem Sohne zu übergeben wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist.

VI.

1. Vierhundert in meiner Bibliothek auszuwählende Bände, welche ich am meisten benutzt habe.
2. Ich beauftrage Saint-Denis, sie aufzubewahren und dieselben meinem Sohne zu übergeben wenn derselbe sechzehn Jahre alt ist Napoleon.

Anmerkungen hierzu.

1. Es soll nichts von den Gegenständen verkauft werden; was übrig ist, soll verteilt werden unter die Testamentsexekutoren und meine Brüder.
2. Marchand wird meine Kopfhaare an sich nehmen. Er wird daraus ein Armband mit einem kleinen goldenen Schloß anfertigen lassen, es soll an die Kaiserin Marie Louise geschickt werden; meine Mutter, jeder meiner Brüder, meine Schwestern, Neffen, Nichten, der Kardinal und mein Sohn sollen desgleichen erhalten.
3. Marchand wird ein Paar meiner goldenen Schuhschnallen an den Prinzen Joseph schicken.
4. Ein paar goldene Ringschnallen dem Prinzen Lucian.
5. Eine goldene Schlipsschnalle an den Prinzen Jérome.

Dies ist das Inventarium derjenigen meiner Effekten, welche Marchand aufbewahren soll, um sie meinem Sohne zu übergeben.

1. Mein silbernes Necessaire, welches auf meinem Tisch steht mit all seinen Utensilien, Rasiermessern 2c.
2. Meine Weckuhr. Es ist die Weckuhr Friedrichs II, welche ich in Potsdam an mich genommen habe.
3. Meine beiden Taschenuhren mit der Kette aus den Haaren der Kaiserin, eine Kette aus meinen Haaren für die andere Uhr soll Marchand in Paris anfertigen lassen.
4. Meine beiden Siegel.

5. Die kleine vergoldete Stutzuhr, welche in meiner Schlafstube ist.
6. Mein Waschbecken und der Wasserkrug.
7. Meine Nachttische, welche ich in Frankreich benutzt habe; mein Bidet von vergoldetem Silber.
8. Meine beiden eisernen Bettstellen mit Matratzen und Decken, falls sie zu erhalten sind.
9. Meine drei silbernen Flacons, worin der Branntwein aufbewahrt wurde, welchen ich im Felde mitführte.
10. Mein Fernrohr.
11. Meine zwei Paar Sporen.
12. Drei Kästchen von Mahagoni, welche meine Schnupftabaksdosen und andere Gegenstände enthalten.
13. Ein Riechfläschchen aus vergoldetem Silber.

Verzeichnis der Wäsche.

6 Hemden, 6 Taschentücher, 6 Kravatten, 6 Servietten, 6 paar seidene Strümpfe, 4 schwarze Schlipse, 6 paar Unterstrümpfe, 2 Paar von Battist, 2 Kopfkissenbezüge, 2 Schlafröcke, 2 Negligé-Pantalons, 1 paar Hosenträger, 4 Hosen von weißem Kaschmir, 6 von Waschseide, 6 Flanelljacken, 4 Unterhosen, 6 paar Gamaschen, 1 kleines Kästchen gefüllt mit meinem Tabak, 1 goldene Schlipsschnalle, 1 paar goldene Strumpfschnallen, 1 paar goldene Schuhschnallen.

Verzeichnis der Bekleidungsgegenstände.

1 Chasseur-Uniform, 1 Grenadier-Uniform, 1 Nationalgarden-Uniform, 2 Hüte, 1 grauer und 1 grüner Regenmantel. Der blaue Mantel von Marengo, 1 Zobelpelz, 2 Paar Schuhe, 2 Paar Stiefel, 1 Paar Pantoffel, 6 Degengehänge.

Dies ist das Inventar der Effekten, welche ich bei dem Grafen Türenne zurückließ:

Der Säbel Sobieski's (irrtümlich auf der Liste A verzeichnet. Der Säbel, der sich in den Händen des Grafen Bertrand befindet, ist der, welchen der Kaiser bei Abukir trug). 1 große Halskette der Ehrenlegion, 1 Degen in vergoldetem Silber, 1 Konsul-Schwert, 1 eiserner Degen, 1 sammtnes Degengehänge, 1 Halskette des goldenen Vließes, 1 kleines Necessair aus Stahl, 1 silberne Nachtlampe, der Griff eines antiken Schwertes, 1 Hut in der Façon Heinrichs IV., Spitzen, die kleine Medaillensammlung, 2 türkische Teppiche, 2 Mäntel aus rotem gestickten Sammet.

Anmerkung dazu: Davon erhält mein Sohn den Säbel Sobieski's, die Halskette der Ehrenlegion, den silbernen Degen, das Konsul-Schwert, den eisernen Degen, die Halskette des goldenen Vließes, den Hut à la Henri IV und das goldene Necessaire für Zähne, welches bei dem Zahnarzt verblieb.

Davon erhält die Kaiserin Marie Louise meine Spitzen, Madame Mère die silberne Nachtlampe, der Kardinal das kleine Necessair aus Stahl, der Prinz Eugen den silbernen vergoldeten Leuchter, die Prinzessin Pauline die kleine Medaillensammlung, die Königin von Neapel einen der türkischen Teppiche, die Königin Hortense den anderen, der Prinz Jérome den antiken Schwertgriff, der Prinz Joseph einen der gestickten roten Sammetmäntel, Prinz Lucian den andren.

Dieses ist mein Kodizill, d. h. mein letzter Wille.

Longwood, 24. April 1821.

Von den Fonds, welche ich in Gold der Kaiserin Marie Louise, meiner teueren und vielgeliebten Gemahlin, zu Orléans im Jahre 1814 übergab, schuldet sie mir 2 Millionen, über welche ich durch das gegenwärtige Kodizill verfüge, um die treuesten meiner Diener zu belohnen; ich empfehle dieselben zugleich dem Schutze meiner teueren Marie Louise.

1. Ich ersuche die Kaiserin, dem Grafen Bertrand die 30000 Franks Rente zurückzuerstatten, über welche er im Herzogtum Parma und auf dem „Mont Napoléon" zu Mailand nebst den fälligen Zinsen verfügt.
2. Ich empfehle ihr desgleichen den Herzog von Istrien, die Tochter Duroc's und andere meiner Diener, welche mir treu blieben und mir stets teuer sein werden. Sie kennt dieselben.
3. Ich vermache von den oben aufgeführten 2 Millionen 300000 Franks dem Grafen Bertrand, von welchen er 100000 Franks an die Kasse des Schatzmeisters abgeben soll, um sie für Legate, die aus persönlichen Verpflichtungen veranlaßt sind, nach meinen Verfügungen zu verwenden.
4. Ich vermache 200000 Franks dem Grafen Montholon unter den nämlichen Bedingungen.
5. Ebenso und unter denselben Bedingungen 200000 Frks. dem Grafen Las Cases.
6. Ebenso meinem Kammerdiener Marchand 100000 Frks., von denen 50000 Franks in der oben angeführten Weise verwendet werden sollen.
7. Dem Maire von Ajaccio Jean Jérome Levi oder an seine Witwe, seine Kinder oder Enkel 100000 Franks.
8. Der Tochter Duroc's 100000 Franks.
9. Dem Sohne Bessières, Herzogs von Istrien, 100000 Franks.
10. Dem General Douot 100000 Franks.
11. Dem Grafen Lavalette 100000 Franks.
12. Meinem „maître d'hôtel" Piéron 25000 Franks, meinem Jäger Noverraz 25000 Franks, meinem Bibliothekar Saint Denis 25000 Franks, meinem früheren Lakaien Santini 25000 Franks.
13. Meinem Ordonnanz-Offizier Planat 40000 Franks, dem früheren Hausmeister von Rambouillet, Hébert,

der in Aegypten zu meinem Haushalt gehörte, 20000 Franks, meinem Piqueur während des Feldzuges in Aegypten, Lavigné, 20000 Franks, meinem Piqueur Jeannet Dervieux, der auch in Aegypten mein Piqueur war, 20000 Franks.

14. 200000 Franks sollen an die Bewohner von Brienne le Chatêau, welche am meisten gelitten haben, verteilt werden.

15. Die 300000 restierenden Franks sollen an die Offiziere und Soldaten von dem Bataillon meiner Garde auf Elba, an deren Witwen oder Kinder, verteilt werden. Krüppel oder Schwerverwundete sollen das Doppelte von dem erhalten, was den anderen zu zahlen ist. Larrey und Emmery werden das Nähere bestimmen.

Dieses Kodizill ist von Anfang bis zu Ende eigenhändig von mir geschrieben, unterzeichnet und untersiegelt worden. Napoleon.

Dies ist ein weiteres Kodizill zu meinem Testament.

Longwood, 24. April 1821.

Ueber die Liquidation meiner Civilliste in Italien, Silber, Juwelen, Mobiliar, Ställe ist der Vizekönig Depositar. Ich verfüge über zwei Millionen, welche ich meinen treuesten Dienern vermache. Ich hoffe, daß mein Sohn Eugen meinen Wünschen getreulich nachkommen wird, zumal er die 40 Millionen Franks nicht vergessen haben wird, welche ich ihm habe zukommen lassen in Italien und aus der Teilung der Hinterlassenschaft seiner Mutter.

1. Von diesen zwei Millionen vermache ich dem Grafen Bertrand 300000 Franks, von denen er 100000 Franks an die Kasse des Schatzmeisters abgeben wird, um für Legate, die aus persönlichen Verpflichtungen veranlaßt sind, aufzukommen.

2. Dem Grafen Montholon 200000 Franks, von denen er 100000 Franks zu oben angeführten Zwecken abgeben soll.
3. Dem Grafen Las Cases 200000 Franks, von denen er 100000 Franks zu eben bemerkten Zwecken abgeben soll.
4. Meinem Kammerdiener Marchand 100000 Franks, von denen er 50000 Franks zu obigen Zwecken abgeben soll.
5. Dem Grafen Lavalette 100000 Franks.
6. Dem General Hogendorf, einem Holländer, meinem nach Brasilien geflüchteten Adjutanten, 100000 Franks.
7. Meinem Adjutanten Corbineau 50000 Franks.
8. Meinem Adjutanten Caffarelli 50000 Franks.
9. Meinem Adjutanten Dejean 50000 Franks.
10. Dem bei Waterloo als General-Arzt fungierenden Doktor Percy 50000 Franks.
11. Piéron, meinem maître d'hôtel 10000 Franks, meinem ersten Jäger Saint Denis 10000 Franks, Noverraz 10000 Franks, Cursot 10000 Franks, Archambaud 10000 Franks.
12. Dem Baron Menneval 50000 Franks.
13. Dem Herzog von Istrien, dem Sohne Bessières 50000 Franks.
14. Der Tochter Duroc's 50000 Franks.
15. Den Kindern Lebédoyère's 50000 Franks.
16. Den Kindern Mouton Duvernet's 50000 Franks.
17. Den Kindern des tapferen und ehrenhaften Generals Travot 50000 Franks.
18. Den Kindern Chartrand's 50000 Franks.
19. Dem General Cambronne 50000 Franks.
20. Dem General Lefèvre-Desnouettes 50000 Franks.
21. Den proscribierten Franzosen, Italienern, Belgiern, Holländern, Spaniern und Angehörigen der Rhein-Departements, welche in der Fremde umherirren, sollen

nach den Bestimmungen der Testamentsexekutoren 100000 Franks zu Gute kommen.

22. Den bei Ligny und Waterloo Amputierten oder Schwerverwundeten sollen durch die Testamentsexekutoren, denen beigesellt sein sollen Cambronne, Larrey, Percy und Emmery 200000 Franks gezahlt werden, so daß die Garde das Doppelte, die von der Insel Elba das Vierfache erhalten.

Dieses Kodizill ist von mir eigenhändig u. s. w.

Napoleon.

Dies ist das dritte Kodizill zu meinem Testament.

Longwood, 24. April 1821.

1. Unter den Krondiamanten, welche im Jahre 1814 ausgeliefert wurden, befanden sich für 5 bis 600000 Franks Stücke, die mein Eigentum waren. Sie sollen eingezogen werden, um für meine Legate aufzukommen.
2. Ich hatte bei dem Bankier Torlonia in Rom 2 bis 300000 Franks in Wechseln aus meinen Einkünften auf der Insel Elba deponiert, der Herr de la Perruse hat, obwohl er nicht mehr mein Schatzmeister war, diese Summe eingezogen: man soll sie ihm wieder abnehmen.
3. Ich vermache dem Herzog von Istrien 300000 Franks, von denen 100000 Franks der Wittwe gehören sollen, falls der Herzog tot ist. Ich wünsche, daß der junge Herzog, wenn möglich, die Tochter Duroc's heirate.
4. Ich vermache der Herzogin von Friaul, der Tochter Duroc's, 200000 Franks. Von diesem Gelde soll, falls sie tot ist, nichts an die Mutter gezahlt werden.
5. Ich vermache dem General Rigaud, dem welcher proskribiert ist, 100000 Franks.
6. Ich vermache dem Ober-Intendanten Boisnod 100000 Franks.

7. Ich vermache den Kindern des General Letort, der während des Krieges von 1815 getötet wurde, 100000 Franks.
8. Diese 800000 Franks Legate sollen dem Artikel 36 meines Testamentes als eingefügt gelten. Dadurch steigert sich die Summe meiner Legate auf 6 Millionen 400000 Franks.

Dies ist von mir eigenhändig usw. Napoleon.

Dies ist das vierte Kodizill zu meinem Testament.

Longwood, 24. April 1821.

Durch die Verfügungen, welche Wir im Vorhergehenden getroffen haben, haben Wir nicht allen unseren Verpflichtungen genügt, weßhalb Wir dieses vierte Kodizill den andren hinzufügen.

1. Wir vermachen den Söhnen oder Enkeln des Baron Dutheil, Generals der Artillerie, früheren Herrn auf Saint André, welcher vor der Revolution Direktor der Schule von Auxonne war, 100 000 Franks, als ein Zeichen der Dankbarkeit für die Teilnahme und Fürsorge, welche der brave General Uns hat zuteil werden lassen, während Wir als Leutnant und Kapitän unter seinem Befehl standen.

2. Idem: den Söhnen oder Enkeln des General Dugommier, welcher die Armee vor Toulon kommandierte die Summe von 100000 Franks. Wir haben unter seinen Befehlen die Belagerung von Toulon geleitet und die Artillerie kommandiert. Dies ist ein Beweis dankbarer Erinnerung für die Zuneigung und Wertschätzung, welche uns dieser tapfere, unerschrockene General an den Tag legte.

3. Idem: Wir vermachen 100000 Franks den Söhnen oder Enkeln des Conventdeputirten Gasparin, welcher als Volksrepräsentant bei der Armee von Toulon war, weil er durch seine Autorität den Plan förderte, welchen wir zur Eroberung der Stadt entworfen hatten und welcher dem entgegen war, welchen der Wohlfahrtsausschuß vorgeschlagen hatte.

Gasparin hat uns vor den Verfolgungen Unwissender, welche vor der Ankunft meines Freundes Dugommier die Armee kommandierten, geschützt.

4. Idem: Wir vermachen 100000 Franks der Wittwe, den Söhnen oder Enkeln Unseres Adjutanten Muiron, der bei Arcola getödtet wurde, während er Uns mit seinem Leibe deckte.

5. Idem: 10000 Franks dem Unteroffizier Cantillon, welcher prozessiert wurde unter der Beschuldigung, er habe Lord Wellington ermorden wollen; er wurde unschuldig befunden. Cantillon hatte jedenfalls ebensoviel Recht, diesen Oligarchen zu ermorden, als dieser hatte, mich auf dem Felsen von St. Helena zu schicken, um zu sterben. Wellington, welcher dieses Attentat in Vorschlag brachte, suchte es aus dem Interesse Großbritanniens zu erklären. Cantillon, wenn er wirklich den Lord ermordet hätte, wäre aus demselben Grunde, d. h. dem Interesse Frankreichs, zu rechtfertigen gewesen, wenn er einen General bei Seite schaffte, welcher die Kapitulation von Paris verletzt und sich dadurch für das Blut der Märtyrer Ney, Labédoyère ꝛc. verantwortlich gemacht hatte, auch des Verbrechens die Museen gegen die getroffene Uebereinkunft geplündert zu haben schuldig war.

6. Die 400000 Franks sollen den 6 Millionen also 6 Millionen 400000 Franks hinzugefügt werden, über welche wir verfügt haben, wodurch unsere Legate auf 6 Millionen 800000 Franks gesteigert werden.

7. Die 9000 Pfund Sterling, welche wir dem Grafen und der Gräfin Montholon gegeben haben, sollen, für den Fall, daß sie gezahlt sind, von den Legaten, über welche in unserem Testamente verfügt ist, abgezogen werden.

8. Für den Fall, daß das in unserem Testamente dem Grafen Montholon bestimmte Legat betreffend eine Pension von 20000 Franks für seine Frau annullirt wäre, ist Graf Montholon verpflichtet, ihr dieselbe zu zahlen.

9. Die Verwaltung einer solchen Hinterlassenschaft bis zu ihrer vollständigen Liquidation erfordert Büreaukosten, Kosten für Beratungen, Verhandlungen. Wir ermächtigen daher die Testamentsexekutoren 3% aller Legate einzubehalten.

10. Die aus diesen Einziehungen sich ergebenden Summen sollen in den Händen eines Schatzmeisters deponiert und nach Bestimmungen unserer Testamentsexekutoren verausgabt werden.

11. Sollten die aus diesen Einziehungen sich ergebenden Summen für die Unkosten nicht aufkommen, so sollen die drei Testamentsexekutoren und der Schatzmeister von den ihnen zustehenden Legaten das fehlende decken.

12. Uebersteigen die zurückbehaltenen Summen die Bedürfnisse, so soll der Rest unter die drei Testamentsexekutoren und den Schatzmeister verteilt werden.

13. Wir ernennen zum Schatzmeister den Grafen Las Cases, eventuell dessen Sohn, eventuell den General Drouot.

Dieses Kodizill ist von mir eigenhändig u. s. w.

Napoleon.

Brief Napoleons an Herrn Lafitte.

Longwood, den 25. April 1821.

Herr Lafitte,

ich übergab Ihnen im Jahre 1815 bei meiner Abreise von Paris eine Summe von beinahe 6 Millionen Franks. Sie haben mir darüber eine doppelte Empfangsbescheinigung ausgestellt. Ich habe eine davon annulliert und den Grafen Montholon beauftragt, Ihnen die andere zu präsentieren, damit Sie ihm nach meinem Tode die gedachte Summe nebst 5% Zinsen vom 1. Juli 1815 aushändigen, indem Sie davon diejenigen Summen abziehen, welche Sie laut meiner Ordre zu zahlen hatten. Ich wünsche, daß Ihr Konto zwischen dem Grafen Montholon, dem Grafen Bertrand und dem Herrn Marchand beglichen

werde und erteile Ihnen, wenn die Liquidation erfolgt ist, durch gegenwärtiges Decharge.

Ich habe Ihnen auch ein Kästchen, welches Medaillen enthielt, übergeben. Ich bitte Sie, es dem Grafen Montholon auszuhändigen.

Ich bitte Gott, Herr Lafitte, er wolle Sie u. s. w.
Napoleon.

Brief Napoleons an Baron Labouillerie.

Longwood, 25. April 1821.

Herr Baron,

ich bitte Sie als den Schatzmeister meines Privatvermögens Ihre Abrechnung nach meinem Tode dem Grafen Montholon zu behändigen.

Ich bitte Gott, Herr Baron er wolle u. s. w. Napoleon.

Das Ende unsrer Heimfahrt.

Antommarchi im Ministerium des Aeußeren. — Burton und die Totenmaske. — Antommarchi's Weiterreise nach Rom. — Chikanen aller Art. — Antommarchi in Parma. — Seine Unterredung mit Neipperg. — Marie Louise als Malerin. — In Rom bei dem Kardinal Fesch. — Der Graf St. Leu. — Fürstin Borgheſe. — Mad. Mère. — In Florenz. — Der Fürst von Canino.

Bei frischem, die Fahrt förderndem Winde bekamen wir bald die Küsten der Insel Whigt, hernach Portsmouth und Spithead zu Gesichte, wo wir am 31. Juni nach einer im ganzen recht unangenehmen Ueberfahrt von 65 Tagen vor Anker gingen. Der Offizier, der die Depeschen Hudson's zu befördern hatte, reiste sofort noch London weiter; wir aber mußten einstweilen an Bord verbleiben. Ganz in unserer Nähe fand eine Flottenbesichtigung durch den König statt. Von den Schiffen aus wurde fortwährend gefeuert, desgleichen von den Forts; es war ein schreckliches Donnern und Dröhnen. Plötzlich bemerkten wir, wie das Geschwader auf uns zukam. Das Schiff, auf welchem sich der König befand, näherte sich der „Camel": es erschienen

drei Personen vom Gefolge des Königs an Bord, um uns zu beglückwünschen. Die Herren richteten natürlich auch eine Anzahl von Fragen an uns. Man wollte genaueres erfahren, über den „bedauerlichen Tod" Napoleons, auch über die nebensächlichsten Dinge. Ich, als des verstorbenen Kaisers Leibarzt, wurde besonders durch Fragen ausgezeichnet, war jedoch zu eingehenden Mitteilungen durchaus nicht aufgelegt.

Nachdem wir noch drei Tage an Bord festgehalten waren, teilte man uns mit, daß wir landen und uns begeben könnten, wohin wir wollten. Ich natürlich fühlte nicht das geringste Verlangen trotz der „Alien-Bill" in England zu leben. Als wir landeten, lief die Bevölkerung an das Ufer; wir waren alsbald umringt und wurden auf das Zuvorkommendste begrüßt. Am Tage darauf reiste ich nach London, wo ich noch am nämlichen Tage eintraf. Ich benachrichtigte sogleich Madame Mère von meiner Rückkehr und folgte einer Einladung in das Büreau des auswärtigen Amtes. Man wünschte über das Klima von St. Helena unterrichtet zu sein. Ich entsprach dem Wunsche.

„Und Longwood? frug man, „die Lage ist günstig?"

„Schrecklich, bald kalt, bald warm, bald trocken, bald feucht, bei oft 20 maligem Wechsel an einem Tage."

„Das Klima aber hat auf die Gesundheit des General Bonaparte keinen Einfluß gehabt?"

„Den, daß es ihn unter die Erde brachte".

„Wieso? Er ist doch einer erblichen Krankheit zum Opfer gefallen".

„Erbliche Krankheiten sind Chimären, welche die medizinische Wissenschaft von der Hand weißt. Sagen wir, der Breitengrad hat ihn getötet, wenn dies Ihnen lieber ist als das Klima".

„Sie glauben es?"

„Ich bin überzeugt davon".

„Aber sein Vater?"

„Sein Vater ist an einem Magengeschwür gestorben, er aber an gastrischer, chronischer Hepatitis. Die Krankheitsdispositionen sind ihm ebenso wenig vererbt worden wie sein Genie".

„Dieselbe Krankheit würde ihn, ihrer Meinung nach, in Europa nicht befallen haben?"

„Sie ist endemisch nur unter dem Breitengrade, unter dem die Insel St. Helena liegt".

„Wenn man ihn an einen andren Ort geschafft hätte . . . ."

„So würde er noch leben".

„Selbst wenn die Ueberführung in den letzten Monaten stattgefunden hätte?"

„Selbst dann; er hatte eine starke Konstitution, das Klima brauchte 2 Jahre um sie zu zerstören".

„Das Magengeschwür entstand erst während dieser Zeit?"

„Früher nicht!"

„Sehr ärgerlich! Allein die Ruhe der Welt . . . .".

„Die Ruhe der Welt?"

„Gewiß", rief ein Mitglied des Conseille, „er hätte Europa umgestürzt, wenn er es hätte erreichen können".

„Politische Fragen gehören nicht in mein Ressort, ich behaupte nur, es gibt Stationen, die eben so sicher und weniger ungesund sind als St. Helena".

„Wer wußte denn, daß St. Helena ein so ungesundes Klima hat?"

„Nun das Parlament, die Umgebung des Königs, alle Welt wußte es. Die Sterblichkeitslisten gaben genügend Auskunft".

Meine Antwort verletzte einen der Conseille-Mitglieder.

„Was bedeutet denn übrigens", rief dieser Herr, „der Tod des General Bonaparte? Er befreite uns von einem unversöhnlichen Feinde und entzog ihn selbst einer peinlichen Lage, der er doch nicht entronnen wäre".

„Das stimmt nicht zu den Versicherungen, welche uns der Gouverneur gab".

„Der Gouverneur? Der Gouverneur?" ....

„Euer Exzellenz lassen ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren. Er befolgte treu seine Instruktionen".

„Warum hat er denn die Leiche Bonaparte's nicht in die Kalkgrube geworfen, dann wäre der Götze vollkommen vernichtet worden".

Seine Exzellenz hatte die Falten seines Innern gezeigt, und ich weiter nichts zu sagen. Ich empfahl mich.

Daß ich mir den Widerwillen der englischen Minister zugezogen hatte, berührte mich wenig. Ein andrer Umstand beschäftigte mich um so lebhafter. Ich war von St. Helena nach London von jemandem begleitet worden, der sich mit der Hoffnung trug, in den Besitz der Totenmaske Napoleons kommen zu können. Er war so weit gegangen eine Klagschrift einzureichen, in welcher er sagte, daß unter den Effekten des Grafen Bertrand sich eine Gipsbüste des General Bonaparte befände, welche sein, des Klägers Eigentum wäre und welche der Graf und die Gräfin hartnäckig zurückbehielten. Er erhielt daraufhin die Ermächtigung mit Gewalt vorzugehen und sich seines Eigentums zu bemächtigen. Graf Bertrand erhob Einspruch, der Polizeikommissar, unterrichtet von der Art der Ansprüche des Herrn Burton, dies war der Herr, widerrief die ihm erteilte Ermächtigung... Ich blieb der Besitzer der Maske, welche ich sorglich aufbewahrte. Die mir gemachten Geldangebote — man wollte 6000 Pfund Sterling für das Original zahlen und mir das Recht einer Kopie einräumen — lehnte ich ab.

Die französische Gesandtschaft hatte mir einen Paß ausgefertigt und ich beeilte mich, meine Reise nach Rom anzutreten. Ich passierte Dower, Calais und gelangte nach Paris. In Paris stellte ich mich der österreichischen Gesandschaft vor, welche mir ihr Visum auf meinem Paß verweigerte. Ich setzte trotzdem meine Reise fort, allein es stellten sich alsbald Schwierigkeiten ein: in Chambery

wurden meine Effekten auf das Strengste untersucht. Die Beamten verhielten sich dabei zunächst durchaus wohlwollend; als ihnen jedoch unter meinen durchstöberten Sachen ein offener Brief auffiel, welcher, in London geschrieben, nach Turin adressiert war, wurde es anders. Man fand den völlig harmlosen Inhalt des Briefes deutungsvoll und geheimnißvoll, mit einem Worte höchst verdächtig. Man schickte den Brief an das Ministerium in Wien.

Währendem fanden bei mir weitere Gepäckuntersuchungen statt, verbunden mit den seltsamsten Verhören; man suchte mich mit Kreuzfragen in die Enge zu treiben, man wollte durchaus einen Verschwörer aus mir machen. Ob es denn nicht, sagte man, genug der Unordnung und des Aufruhrs in der Welt gegeben hätte, ob man denn fortfahren wolle, die Throne zu erschüttern, die Legitimität zu verleugnen.

Man hielt mich für einen Emissär der Anhänger des verstorbenen Kaisers, der in Italien mit Gleichgesinnten Verbindungen anknüpfen sollte. Da man jedoch zu einem positiven Resultat nicht gelangen konnte, so wurde mir schließlich gestattet, unter scharfer polizeilicher Aufsicht und unter Innehaltung einer vorgeschriebenen Marschroute weiter zu reisen; an jedem Ort, an dem ich Aufenthalt nahm, hatte ich mich den Behörden zu stellen und neue Verhöre über mich ergehen zu lassen. Ich ging über Mailand nach Parma; dort war ich den Polizeichicanen entronnen. Major Rossi, den ich vor meiner Abreise kennen gelernt hatte, war so gut, mich dem Grafen Neipperg vorzustellen, der mich mit einer Menge von Fragen über die Krankheit und den Tod des Kaisers förmlich überschüttete. Ich wünschte über alle diese Fragen der Kaiserin Vortrag halten und ihr einen Brief übergeben zu dürfen, welchen die Grafen Bertrand und Montholon an sie geschrieben hatten. Ich bat seine Exzellenz mir eine Audienz bei Ihrer Majestät zu erwirken.

„Ich kann leider nichts tun“, antwortete mir Graf Neipperg. „Die Nachricht von Ihrer Ankunft hat den Schmerz der Erzherzogin noch vermehrt, sie klagt und weint und ist nicht in der Lage, Sie zu empfangen. Allein ich biete mich Ihnen als Vermittler an. Ich werde ihr mündlich sagen, was Sie mir mitteilen und ihr den Brief vorlegen, falls Sie nichts dagegen haben.“

Ich hatte ja nicht das geringste Mißtrauen und übergab ihm den Brief. Er entfernte sich mit demselben kam nach einiger Zeit zurück und sagte:

„Ihre Majestät hat den Brief gelesen. Sie bedauert lebhaft, Sie trotzdem nicht empfangen zu können. Sie sieht sich dazu außer Stande; die letzten Wünsche Napoleons inbezug auf Sie, Herr Doktor, wird sie bereitwilligst erfüllen, allein ehe dies möglich ist, muß sie ihrem erhabenen Vater dieselben vortragen. Falls Sie diese Wünsche nicht kennen sollten, so bitte ich Sie, mich anzuhören. Der Brief, geschrieben von den Grafen Bertrand und Montholon, datiert London, den 12. September 1821, hat folgenden Wortlaut:

Der Doktor Antommarchi, welcher die Ehre haben wird, Ihrer Majestät diesen Brief zu überreichen, hat den Kaiser, Ihren erhabenen Gemahl, während der Krankheit, welcher derselbe erlegen ist, gepflegt.

Der Kaiser hat uns in seinen letzten Augenblicken beauftragt, Ihrer Majestät die Bitte zu unterbreiten, dem Herrn Antommarchi eine lebenslängliche Pension von 6000 Franks zahlen zu lassen als Anerkennung für dessen Dienstleistungen auf St. Helena. Der Kaiser wünschte auch, Sie möchten den Doktor Antommarchi als Hausarzt anstellen, ebenso wie den Abbé Vignali als Almosenier.

Wir glauben, eine letzte Pflicht dem Kaiser gegenüber erfüllen zu sollen, indem wir Ihrer Majestät die letzten Willensäußerungen, die uns mehrfach wiederholt wurden, vortragen. Wir haben die Ehre ꝛc.

Der Graf Bertrand. Der Graf Montholon.

Graf Neipperg versicherte mich noch verschiedene Male des Wohlwollens der Kaiserin, in deren Namen er mir einen Ring verehrte, welchen ich pietätvoll aufbewahre.

Alle dem Hofe angehörigen Personen waren in tiefer Trauer. Als ich mein Erstaunen darüber durchblicken ließ sagte mir seine Excellenz:

„Wie? Sie wüßten nicht, daß dies auf ausdrücklichen Wunsch der Erzherzogin geschieht? Die traurige Nachricht wurde ihr durch den Fürsten Metternich übermittelt. Sie war erschüttert, außer sich, sie wollte den ganzen Hof an ihrer Trauer teilnehmen lassen, sie hat angeordnet, daß die Trauer drei Monate dauern soll, daß eine besondere Totenfeier abgehalten werde, daß mit einem Worte keine Zeremonie unterbleibe, durch welche die Lebenden ihre pietätvolle Teilnahme und Erinnerung an die ausdrücken, welche nicht mehr sind. Es hat der Erzherzogin beliebt, dem toten Napoleon denselben Kultus zu weihen, den sie ihm im Leben geweiht hatte".

„Und der Prinz", frug ich.

„Befindet sich vortrefflich."

„Ist er kräftig?"

„Von ausgezeichneter Gesundheit."

„Hat er Hoffnungen?"

„Er ist voll Geist. Nie hat ein Kind zu solchen Aussichten berechtigt."

„Hat man ihn geschickten Händen anvertraut?"

„Zwei sehr fähigen Männern, Italienern, welche ihm eine ebenso glänzende als gründliche Erziehung zu teil werden lassen. Geliebt von der ganzen kaiserlichen Familie, ist der Kaiser ihm ganz besonders zugetan, ebenso der Erzherzog Karl, welcher ihn mit aller Sorgfalt überwacht."

Graf Neipperg und ich standen uns während dieses Gespräches gegenüber, von noch weiteren Fragen nahm ich Abstand. Graf Neipperg bemerkte, daß meine Blicke über die Gemälde an den Wänden hineilten, und fuhr fort:

„Wissen Sie, von wem die Gemälde sind, welche Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln scheinen?“

„Ich weiß es nicht, aber sie sind von großer Vollendung . . . .“

„Diese reizenden Landschaften sind von der Hand der Kaiserin gemalt.“

Nun erinnerte ich mich auch, daß mir Napoleon häufig von der Vollendung gesprochen hatte, mit welcher Marie Louise Landschaften male.

Ich fand mich gegen Abend beim Major Rossi ein und wir besuchten gemeinschaftlich das Theater. Seine Loge war der von Marie Louise gegenüber. Man gab die „Cenerentola.“ Ich hatte mich ganz in die herrliche Musik vertieft, als die Kaiserin erschien. Man sah nichts mehr von jener blühenden Frische, von welcher Napoleon oft zu mir gesprochen hatte. Sie war mager, verwelkt; sie zeigte deutlich die Spuren des Kummers, welchen sie ertragen hatte. Sie war nur einen Augenblick anwesend — ich hatte sie gesehen — das war für mich genug.

In Florenz, wo ich bald darauf eintraf, wurde ich dem Großherzog vorgestellt, der Hunderte von Fragen an mich richtete — ganz anders war es in Rom, wo ich eine Audienz beim Kardinal Fesch hatte. Seine Eminenz richtete an mich keine einzige Frage inbezug auf den großen Toten!

Ich schrieb an den Grafen Saint-Leu — er war in seiner Bekümmernis außer Stande mich zu empfangen. Ich schrieb an die Fürstin Pauline, welche, obwohl leidend, mich sofort empfing: sie wollte alles wissen, über alles Auskunft haben und zeigte sich tief bewegt über die Schande und Schmach, die man ihrem großen Bruder zugefügt hatte. In noch größerer Aufregung fand ich Madame Mère; ich wagte nur das weniger Schreckliche, dessen Zeuge ich gewesen war, zu unterbreiten. Da sie bei einem zweiten Besuch ruhiger war, konnte ich auf Einzelheiten eingehen, allein ich hielt bald wieder inne, die Tränen der unglücklichen

Mutter geboten mir Halt. Ich sah Madame Mère ein drittes Mal, sie gab mir Beweise ihres Wohlwollens und schenkte mir einen Diamanten, den ich als ein für immer teures Andenken bewahre.

Ich kehrte nach Florenz zurück. Da Canino nicht weit entfernt liegt, machte ich dort einen Besuch. Ich fand einen sehr entgegenkommenden Empfang und hatte auch mancherlei Fragen zu erwidern. Man war in der fürstlichen Familie sehr betrübt über den Tod Napoleons.

In Florenz kam es inbezug auf die literarische Hinterlassenschaft meines Beschützers und Freundes, des Doktor Mascagni, leider zu gerichtlichen Verhandlungen. Das Recht der Veröffentlichung ging in andere Hände über.

So entschied ich mich denn, da auch anderweitige Interessen mich nach Paris riefen, mich dorthin zu verfügen.

Ich reiste über Parma, wo ich noch einmal die Ehre hatte mit dem Grafen Neipperg in Berührung zu treten. Seine Excellenz erneuerte mir gegenüber die Versicherungen vom Wohlwollen der Kaiserin und händigte mir einen Brief derselben an den österreichischen Gesandten in Paris ein, in welchem die Erzherzogin mit großer Güte von ihrer Absicht sprach, dem Leibarzt ihres Gemahls gegenüber Alles zu erfüllen, was der Verstorbene als letzten Wunsch geäußert hatte.

Eigenhändig übergab ich in Paris den Brief dem Baron Vincent, welcher die Güte hatte, mich von dem Inhalt in Kenntnis zu setzen. War ich in Florenz prozessualischen Verhandlungen ausgesetzt gewesen, so waren es in Paris Verhandlungen andrer Art, durch die ich in Anspruch genommen wurde.

Schwierigkeiten inbezug auf die Verteilung der Legate.

Der Bankier Napoleons in Paris hatte sich auf eine angebliche „Unfähigkeit" des Kaisers über seinen Nachlaß zu verfügen gesteift; des Bankiers Bedenken waren für gerechtfertigt erklärt worden und die Fonds welche zur Verteilung an die Legatare kommen sollten, in seiner Kasse verblieben.

Es war infolgedessen notwendig erschienen, Schiedsrichter zu wählen, welche die Ansprüche der Legatare zu prüfen und in Einklang mit den sich erhebenden Bedenken zu bringen hatten. Zu Schiedsrichtern erwählt waren die Herzöge von Bassano und Vicenza und der Graf Daru. Es waren Freunde, frühere Minister Napoleons. Die Interessenten hatten sich mit dem Nachweis ihrer Ansprüche an diese Herren zu wenden; ich tat wie die übrigen. Ich glaubte, daß, als gewissenhafte Ausleger der Absichten eines Mannes, dem sie so lange gedient hatten, diese Herren des verstorbenen Absichten — auch in sofern dieselben mich betrafen — respektieren würden. Sie waren im Besitz von folgendem Kodizill:

Heut, am 27. April 1821.

Körperlich krank aber geistig gesund, habe ich mit eigner Hand dieses achte Kodizill zu meinem Testamente geschrieben.

1. Ich ernenne zu Testamentsexekutoren Montholon, Bertrand und Marchand, Las Cases oder dessen Sohn zum Schatzmeister.

2. Ich bitte meine geliebte Marie-Louise, meinen Arzt Antommarchi die ihm ausgesetzte lebenslängliche Pension von 6000 Franks zu zahlen und ihn in ihre Dienste zu nehmen.

Für wortgetreue Abschrift, Paris, den 12. Juni 1823.

Montholon, Bertrand, Marchand.

Die Testamentsexekutoren hatten mir zuvor, datiert Paris, den 14. Februar 1823, folgende Erklärung zugehen lassen:

„Wir, die Unterzeichneten, erklären und bescheinigen, daß der verstorbene Kaiser Napoleon uns wenige Tage vor seinem Tode gesagt hat, er habe seinem Leibarzt, dem Doktor Antommarchi, versprochen, ihm 100,000 Franks zu hinterlassen."

Ich überreichte diese Erklärung den Schiedsrichtern mit folgendem Begleitschreiben:

„Meine Herren, ich habe die Ehre, die Abschrift eines Schriftstückes vorzulegen, in welchem die Herren Bertrand, Montholon und Marchand erklären, daß wenige Tage vor seinem Tode der Kaiser Napoleon versprochen habe, mir 100000 Franks zu hinterlassen. Ich bitte die Herrn Schiedsrichter, diesen Akt der Gerechtigkeit und des Wohlwollens des Kaisers seinem Arzte gegenüber in Erwägung zu ziehen. Ich habe zugleich die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß auf Sankt Helena die Herrn Testamentsexekutoren eine ähnliche mündliche vom Kaiser erteilte Ordre zu Gunsten des zur Konsultation gezogenen englischen Arztes ausgerichtet haben. Ich habe die Ehre u. s. w. F. Antommarchi".

Hier in Kürze die Entscheidung, welche die Herren Schiedsrichter trafen. In der Einleitung war gesagt: Wir die Unterzeichneten Hugo Bernhardt Maret, Herzog von Bassano, Hermann Augustin Louis de Caulincourt, Herzog von Vicenza, und Peter Anton Noël Bruno Graf Daru, Pair von Frankreich, Schiedsrichter, ernannt in Folge Compromisses zwischen den Legataren Napoleon Bonaparte's vom 26. April 1822 dahingehend, daß wir in letzter Instanz und ohne Rekours nach unserem Befinden über alle Streitigkeiten, betreffs der in dem Testament und den dazu gehörigen Kodizillen enthaltenen Bestimmungen endgültig entscheiden sollen, kommen inbezug auf diejenigen Legatare von Sankt Helena, welche die vollständige Zahlung ihrer Legate verlangen, zu folgenden Entschließungen u. s. w.

Die Hälfte der Aktivbestände der Hinterlassenschaft so weit sie in den Händen des Pariser Bankiers waren, sollen zur Verfügung des Sohnes des Testators verbleiben.

Meine Pension sollte nach der Berechnung der Schiedsrichter von 3000 Franks auf 1800 Franks reduziert werden

und zwar sollte diese Zahlung den anderen Legataren von St. Helena so lange zur Last fallen bis die Erzherzogin Marie-Louise die ihr vom Testator auferlegte Pension zahle.

Ich habe hier einzuschalten, daß die Schiedsrichter das Kodizill, welches mich betraf, aus juristischen Bedenken als nicht vorhanden angesehen hatten, und ich inbezug auf diese Entscheidung an das Billigkeitsgefühl meiner Mitlegatare appellirt habe.

Den entstehenden Schwierigkeiten begegnete Graf Montholon, indem er, wie das nachfolgende Schreiben erweist, Verzicht leistete:

Paris, den 12. Juni 1823.

Nachdem ich Kenntnis erhalten habe von der am 16. Mai getroffenen Entscheidung des Herzogs von Bassano, des Herzogs von Vicenza und des Grafen Daru erkläre ich, daß ich auf jede Vorwegzahlung, welche meinen Mitlegataren zur Last fiele, verzichte. Nach den Bestimmungen der Herren Schiedsrichter können mithin die Legatare von St. Helena sofort auf Grund dieses meines Antrages befriedigt werden".

Der General Montholon erklärte sich zugleich für eine Bewilligung von 3000, jährlich an mich zu zahlenden Franks, bis zu dem Augenblick, da die Erzherzogin Marie-Louise für die Erfüllung der Wünsche des Testators einträte und die Pension auf sich übernähme.

Diese edle Handlungsweise des Grafen Montholon wurde mit allgemeinen Dank aufgenommen und dadurch die ganze Angelegenheit beendet.

Ich kehrte zu meinen Studien zurück: sie galten mir mehr als Schiedsrichter-Aussprüche und Prozesse*).

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ueber das weitere Lebensschicksal des Doktor Antommarchi ist nichts zuverlässiges bekannt; nur das weiß man, daß er im Jahre 1838, also zwei Jahre nach dem Tode der „Madame Mère", und zwar auf der Insel Cuba, aus dem Leben geschieden ist.

Inhalt

des

Zweiten Bandes.

Seite

Fortsetzung des Journals 5

Das lange Verweilen im heißen Bade. — Erprobt während des Feldzuges in Aegypten. — Worin die Heilkunst der Aerzte besteht. — Das Kostüm der Aerzte. — Die Lage der Franzosen vor der Schlacht von Marengo. — Der Präfekt vom Var-Departement. — Fauchet berichtet an den Kriegsminister. — Die Wohltaten, welche Napoleon Frankreich erwies. — Die Alpenstraße. — Der Waffenstillstand von Cherasko. — Brief Talleyrand's an Bonaparte über Thugut's verräterisches Beginnen. — Düstere Gedanken. — Straßenbau in Italien. — Napoleon über Cesarotti. — Napoleon über Oriani. — Napoleons Brief an den Gelehrten vom Jahre 1796. — Napoleon als Arzt. — Napoleon und sein Bett. — „Damals war ich Napoleon, heute bin ich nichts". — Bonaparte's plötzliche Rückkehr aus Aegypten. — Der Brief des General Championnet. — Napoleons Hochachtung für den General Desaix. — General Belliard. — Der Tod Elisas. — Napoleon über deren Charaktereigenschaften. — „Elisa hatte ein gutes, edelmütiges Herz." — Der Gemahl Elisas, Fürst Bachiocci. — Napoleon kennt ein Mittel zur Wiedererlangung seiner Gesundheit. — Napoleon über Ferdinand VII von Spanien. — Die Nachrichten aus Neapel. — Die Ferdinande taugen nichts. — Napoleons Pläne inbezug auf Italien. — Erinnerungen an den ersten italienischen Feldzug. — Die Armee, deren Kommando der junge General übernahm.

— Seine Vorsätze. — Louis Bonaparte und die Gräfin C. Aufzeichnungen über das Wetter auf St. Helena. — Ein Reskript Bonaparte's aus der Zeit des ersten italienischen Feldzuges, Medizinal-Angelegenheiten betreffend. — Der Kaiser erinnert sich seiner Unterbefehlshaber aus dem ersten italienischen Kriege. — Steingel, Mireur, Cafarelli Sulkowski, Guibert. — Ein Bericht Guibert's. — Der Kaiser über Marie Louise. — Ueber ihre Niederkunft. — Napoleon über Musik. — Napoleon über Ferdinand von Neapel. — Religiöse Gährung in Rom. — Die Schädellehre Gall's in der Beurteilung Napoleons. — Die Zustände in Pavia nach dem ersten italienischen Feldzuge. — Giorno. — Venedig kurz vor seinem Untergange. — Salembrini. — Der verräterische Senat. — Er ruft die Franzosen zur Hilfe. — Admiral Condulmer und Barraguey d'Hilliers. — Die letzte Spazierfahrt. — Der Abbé Buonavita kehrt in die Heimat zurück. — Ein Brief Antommarchi's an Colonna nach Rom. — Napoleon und die Priesterschaft. — Seine Vorschläge über Rom. — Auftreten des Dr. Arnott, englischen Regimentsarztes. — Quod scriptum, scriptum est. — Widerwillen Napoleons gegen Medikamente. — Napoleon über Kleber. — Unpassendes Benehmen des Gouverneurs. — Tragischer Auftritt zwischen dem Gouverneur und Antommarchi. — Die Diener haben einen Kometen am Himmel gesehen. — Verdacht Napoleons gegen Antommarchi als den Verbreiter falscher Nachrichten. — Napoleon über englische Generäle. — Marlborough. — Unpassendes Benehmen Hudson's. — Der letzte Protest. — Die violettfarbigen Strümpfe der Priester. — Die chambre ardente. — Napoleon, ein gläubiger Katholik. — Antommarchi soll Leibarzt Marie Louises werden. — Was Antommarchi nach dem Tode Napoleons tun soll. — Napoleon sagt, wo er begraben sein möchte. — Hudson und seine frische Kuhmilch. — Heftiger Auftritt zwischen Antommarchi und Arnott. — Vignali wird gerufen, um das Viatikum zu erteilen. — Rückblicke und Ratschläge des Sterbenden. — Ein starker Sturm. — Verwüstungen desselben. — Das Ende. — Eine ergreifende Szene am Totenbett. — Die Kinder Bertrand's. — Noverraz. — Gleich nach dem Tode. — Die beiden Engländer. — Zwei Kodizille. — Das eine mit Bestimmungen Napoleon's über sein Begräbnis. — Hudson Lowe's Einwendungen. — Der Ort, an dem die Beisetzung erfolgen soll. — Die Totenmaske.

Seite

— Der äußere Befund der Leiche. — Untersuchung an der Hand von Gall's Schädellehre. — Die Sezierung. — Die Aufbahrung der Leiche. — Verhalten der Bevölkerung. — Das Protokoll über die Sezierung. — Die Einsargung der Leiche. — Der Gouverneur spendet Trostesworte. — Das Begräbnis. — Hudson in den Räumen des Verstorbenen. — Wir sollen uns zur Heimkehr rüsten. — Ehrenhandel zwischen Bertrand und Hudson. — Das Abschieds-Diener in Plantation-House. — Das Camel-Storeship.

Schlußbemerkung des Uebersetzers 161

Die Heimkehr 161

Das Testament Napoleons 164

Verzeichnis der Wäsche 172

Verzeichnis der Bekleidungsgegenstände 172

Brief Napoleons an Herrn Lafitte 180

Brief Napoleons an Baron Labouillerie 181

Das Ende unserer Heimfahrt 181

Antommarchi im Ministerium des Aeußern. — Burton und die Totenmaske. — Antommarchi's Weiterreise nach Rom. — Chikanen aller Art. — Antommarchi in Parma. — Seine Unterredung mit Neipperg. — Marie Louise als Malerin. — In Rom bei dem Cardinal Fesch. — Der Graf Saint-Leu. — Fürstin Borghese. — Madame Mère. — In Florenz. — Der Fürst von Canino. — Schwierigkeiten inbezug auf die Verteilung der Legate.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

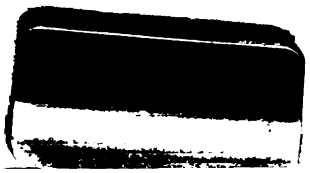
AN INITIAL FINE OF 25 CENTS WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

NOV 16 1932
NOV 17 1932
NOV 18 1932
MAR 16 1937

LD 21–50m-8,·32 -

YC 75145

535955

UC212
A6
V.1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY